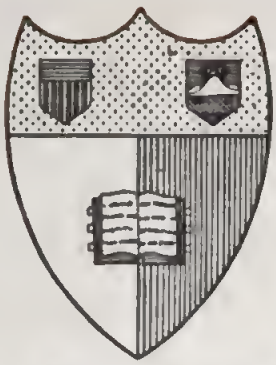
PT
2463
S6
M5
1884
v.9



Cornell University Library

Ithaca, New York

FROM THE

BENNO LOEWY LIBRARY

COLLECTED BY

BENNO LOEWY

1854-1919

BEQUEATHED TO CORNELL UNIVERSITY

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

Cornell University Library
PT2463.S6 M5 1884
v.9
Menschliche Tragikomodie.

3 1924 030 976 348
olin

PT
2463
S6M5
1884
v. 9

Menſchliche Tragikomödie.

Neunter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Menſchliche Tragikomödie.

Geſammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Geſammtausgabe dritte, durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Neunter Band.

Vergänglichkeit! wie rauſchen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth ſo laut!
In deine Wirbel münden alle Quellen ....
Lenau.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1884.

~~1470~~
~~S 2802.9~~

A599651.

Karoline von England.

Charles to his people, Henry to his wife,
In him the double tyrant starts to life.
Byron, „Windsor poetics“.

1.

„C'est singulier, Monseigneur, il n'y a que vous d'étranger ici.“

Das wurde eines Tages, so um 1785 herum, an der herzoglichen Tafel zu Braunschweig gesagt. Der es sagte, war ein luftiger Franzos, irgendeiner jener Aventuriers, welche zu jener Zeit die Laster von Paris an den deutschen Höfen theoretisch und praktisch lehrten und an welche die deutschen Fürsten einen nicht geringen Theil ihrer Einkünfte verschwendeten. „Wunderlich! Sie, gnädiger Herr, sind der einzige Fremde unter uns.“ Der sich das sagen ließ, war der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eine der trübseligsten Figuren deutscher Unglücksgeschichte. In der That, er war in seinem eigenen Schlosse, an seiner eigenen Tafel der einzige „Fremde“, d. h. der einzige Nichtfranzos und, fürwahr, nur ein so ganz in der Franzoserei Ertrunkener wie der Herzog Karl konnte sich vonseiten eines französischen Schmarotzers eine so namenlose Frechheit bieten lassen. Die ganze Erniedrigung der deutschen Aristokratie im Dienste der französischen Mode ist in der angeführten Phrase ausgeprägt.

Der Herzog Karl von Braunschweig erscheint überall als ein vollkommener Adept der französischen Bildung, wie sie zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten oder vielmehr zur Zeit

der Pompadour und Dubarry durch den Marſchall Richelieu typiſch repräſentirt wurde. Karl war nicht ohne Gaben und auch nicht ohne jeden liberalen Tik, welcher ja in der Epoche des „erleuchteten" Deſpotismus keinem über das gemeine Krautjunkerthum ſich erhebenden Dynaſten fehlen durfte. Eben im Sinne dieſes erleuchteten Deſpotismus hat er manches die materielle und geiſtige Kultur ſeines Ländchens Fördernde gewollt und gewirkt. Zugleich aber war der herzogliche Aufklärer nach dem Landgrafen von Heſſen in Deutſchland der zweitgrößte Händler mit Menſchenfleiſch. In den Jahren 1778—1794 verkaufte er an Holland 3500 und noch 1795 an England 1900 braunſchweiger Seelen [1]).

---

1) Am ſchwunghafteſten wurde, wie jedermann weiß, der Seelenverkauf durch deutſche Fürſten während des amerikaniſch-engliſchen Krieges betrieben. Der alte Schlözer hat, auf amtliche Zahlenangaben geſtützt, im 6. Band ſeiner „Staatsanzeigen" die Rechnung geſtellt, welche Summen zur angegebenen Zeit für an die Engländer verſchacherte Landeskinder in die Beutel deutſcher Fürſten fielen. Nämlich an:

Heſſen-Kaſſel	2,600,000	Pfd.	Sterl.
Braunſchweig	780,000	„	„
Hannover	448,000	„	„
Hanau	335,150	„	„
Anſpach	305,400	„	„
Waldeck	122,670	„	„
Verſchiedene	535,400	„	„
	5,126,620	Pf. St.	od. 34,177,466 Thlr.

Kurioſitätshalber will ich anmerken, daß dieſer über alle maßen gräuliche und ſchmachvolle Menſchenhandel in dem charakterloſen Rhetor Johannes von Müller einen Beſchöniger gefunden hat. Als derſelbe 1781 Profeſſor in Kaſſel geworden war, apoſtrophirte er in ſeiner Antrittsrede die Zuhörer alſo: „Wenn ihr gierig forſchet, wie die Heſſen . . . jenſeits des Weltmeeres bald *glorreich* gefallen bald *ruhmvoll* geſiegt — dann ſtammſt du von den alten Katten; deine Adelsprobe iſt, daß du ihnen gleichſiehſt." Mit vollem Rechte rief der Verfaſſer der 1797 als eine der Entgegnungen auf die göthe-ſchiller'ſchen Xenien erſchienenen „Dornenſtücke" empört aus:

„Wer kann es ſeh'n und hören, wie noch ſtets
Der Dienſt- und Menſchenhandel bei uns gilt
Und ſelbſt ein Schweizer dieſe Schandthat frech
Mit Rednerfloſkeln zu bedecken ſucht?"

Aus dem siebenjährigen Kriege hatte er in die Revolutionszeit einen Feldherrnruf mitherübergebracht, der weit über seine wirkliche Befähigung ging und zum größten Theil in der persönlichen Vorliebe wurzelte, welche sein Ohm, der große Fritz, für ihn hegte. Wie wenig er zur Lösung einer großen militärischen Aufgabe berufen war, zeigte sich sofort, als er 1792 den Oberbefehl über das in die Champagne einrückende preußisch-österreichische Heer übernommen hatte. Er sah diesen Feldzug bekanntlich für einen bloßen „militärischen Spaziergang" an, glaubte überhaupt die französische Revolution mit den kleinen „Finessen" des preußischen Gamaschenknopf- und altfritzigen Zopfthums besiegen zu können und gelangte dann auch zu den bekannten schmählichen Resultaten, wie sie seiner Plan- und Energielosigkeit vollkommen entsprachen. Trotz dieser herben Erfahrung ließ man dem in seinen altfritzigen Einbildungen versteinerten Herzog auch 1806 die preußische Oberbefehlshaberschaft gegen Napoleon. Als dieser heranzog, war der alte Mann bekanntlich so rathlos, daß die Schlacht von Auerstädt und Jena verloren gewesen ist, bevor sie recht begonnen hatte. Eine der ersten von französischer Seite bei Auerstädt abgefeuerten Flintenkugeln schlug dem Herzog beide Augen aus dem Kopfe und nach einer jammervollen Flucht über den Harz und zuletzt auf dänisches Gebiet starb der Gemarterte am 10. November 1806 zu Ottensee im Wahnsinn, im Elend [1]).

Ueberwiegend sinnlicher Natur, hatte der Fürst von frühauf bis zuletzt dem französischen Evangelium der Frivolität und Genußsucht nachgelebt. Kein Wunder daher,

1) Daß der Herzog am 14. Oktober gleich zu Anfang der Schlacht, inmitten seines Generalstabs und ohne sich irgendwie in feindlichem Gedränge zu befinden, von einem feindlichen Schützen so schrecklich verwundet wurde, erschien so ungewöhnlich und seltsam, daß man nicht ohne Grund die Vermuthung aufgestellt hat, der Lieblingsadjutant des Herzogs, ein Franzos Namens Montjoy, welcher einen Bruder im Gefolge Napoleons hatte, habe verrätherischer Weise den räthselhaften Schuß veranlasst.

daß der zügelloſe Sultanismus, welcher im 18. Jahrhundert die deutſchen Fürſtinnen zu Märtyrerinnen machte, auch am Hofe von Braunſchweig guter Ton war. Herzog Karl hatte ſich als Erbprinz i. J. 1764 mit Auguſte, der Schweſter König Georgs des Dritten von England, vermählt. Die Prinzeſſin war nicht ſehr hübſch, dabei bornirter als billig und ungebildet bis zum Exceß; aber ſie brachte ihrem Gemahl einen Brautſchatz von 80,000 Pfund und ein engliſch-hannover'ſches Jahrgeld von 8000 Pfund zu. Sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter: — ein unglückliches Geſchlecht! Der älteſte Sohn ging dem Vater im Tode voran, zwei nachfolgende waren blödſinnig und nur der jüngſte, Friedrich Wilhelm, mehrte den alten Ruf des welfiſchen Hauſes mittels ſeiner glorreichen i. J. 1809 von Sachſen bis zur Nordſee mitten durch franzöſiſche Uebermacht hindurch vollbrachten Heldenfahrt und mittels ſeines noch glorreicheren Heldentodes bei Quatrebras am 16. Juni 1815. Die beiden Töchter hießen Auguſte und Karoline. Die Geſchicke der letzteren werden wir erzählen; von der erſteren ſagen wir nur, daß ſie, als Sechszehnjährige an den nachmaligen erſten König von Württemberg verheiratet, ihrem Gatten drei Kinder gebar und i. J. 1788 auf dem Schloſſe Lohda bei Reval ein unheimlich-jammervolles Ende nahm, deſſen Einzelnheiten noch nicht hiſtoriſch feſtgeſtellt ſind. Die Sage raunt, die Prinzeſſin habe denſelben Ausgang gehabt wie die arme Emmy Robſart in Scotts „Kenilworth".

Prinzeſſin Karoline Amalie Eliſabeth ward geboren am 17. Mai 1768. Ihre Erziehung war ſo, wie ſie bei der Geiſtesrichtung des Vaters und der Unbildung und Indolenz der Mutter, welche das Geſpött ihrer Kinder geweſen iſt, ſein konnte. Herzog Karl glaubte ſeiner väterlichen Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn er ſeine Tochter Karoline, wie ihre Geſchwiſter, bigoten Pedanten von Informatoren zuwies. Im übrigen kümmerte er ſich nicht um ſie. Karoline war lebhaften Geiſtes und hatte nicht das kalte Blut der Mutter, ſondern das heiße des Vaters geerbt. Schon in dem kleinen Mädchen empörte

ſich das leichtentzündliche Gefühl gegen den herben Zwang und gegen die Kargheit, in welcher ihre Jugend gehalten wurde, ohne daß ein gediegener Unterricht ein heilſames Gegengewicht geboten hätte. Trotz all der Pedanterei oder vielmehr gerade in Folge derſelben wurde die Kleine zu nichts weniger als zu echter und edler Weiblichkeit angeleitet. Je plumpere Dämpfer man ihrer angeborenen Munterkeit und Heiterkeit aufſetzte, eine um ſo eigenrichtigere, phantaſtiſchere Richtung nahmen dieſe Anlagen. So wurde ſie, wie ihr gerechteſter und mildeſter Beurtheiler treffend geſagt hat, eine „wilde Hummel“. Man darf ſogar weiter gehen und ſagen, daß ſie nicht allein zu einem Stück von einem „enfant terrible“ aufwuchs, plauder- und zerſtreuungsſüchtig, fabulir- und lachluſtig, ſondern daß auch ihre Phantaſie ſchon in Backfiſchjahren mit Anſchauungen erfüllt war, die nicht eben jungfräulichſter Art geweſen ſein mögen.

Denn es hatte unſere prinzeſſliche wilde Hummel ein paar Augen im Kopfe, die ſehr ſchön, ſehr groß, ſehr kornblumenblau waren, aber auch ſehr neugierig, ſehr! und ſich keineswegs immer ſittſam geſenkt und abgewandt haben, wo ſie es geſollt hätten. Dieſen großen, hellen, neugierigen Blauaugen wurde die ihr elterlich Haus beherrſchende Hohlheit, Zerrüttung und Unſittlichkeit allzu frühzeitig offenbar. Wie hätte ihnen die Stellung entgehen können, welche der Vater gegenüber der Mutter genommen? Es iſt wahr, das Maitreſſenweſen war ein förmlich und officiell anerkannter Beſtandtheil des Hoflebens von damals. Aber man weiß nur zu gut, daß dieſe Schmach nicht nur auf die fürſtlichen Männer, ſondern auch auf die fürſtlichen Frauen und Töchter jener Zeit in ſehr vielen Fällen einen verwildernden Einfluß geübt hat. Welche Vorſtellungen von der Männerwelt, welche Begriffe von einer fürſtlichen Ehe muſſte ſich die junge Karoline bilden, wenn ſie auf das Gebaren deſſen blickte, welcher für ſie ein Muſter und Beiſpiel hätte ſein ſollen! Herzog Karl hatte von einer i. J. 1766 nach Italien unternommenen Reiſe als Favorit-Odaliſke die reizende Conteſſa Branconi mitgebracht, mit

welcher ſpäter der anſchmiegerliche Sankt Lavatus in ſeraphiſchen Schwärmereien ſich erging. Die Nachfolgerin dieſer italiſchen Kebſe war ein Fräulein von Hartenfeld, welches im braunſchweiger Schloſſe reſidirte und von dem ganzen Hofe, ja von der indolent-gutmüthigen Herzogin ſelbſt ſo zu ſagen förmlich als Mitgemahlin anerkannt war. Ihr Reich währte aber auch nicht bis zuletzt. Denn der Herzog ließ ſich von ſeinem intrikanten Adjutanten, dem Franzoſen Montjoy, eine franzöſiſche Komödiantin als Konkubine aufhängen und der einundſiebzigjährige Greis entblödete ſich nicht, dieſe Buhldirne gemeinſter Sorte im Feldzuge von 1806 mitzuſchleppen. Ein glaubwürdiger Zeuge [1]) hat ausgeſagt, es ſei die allgemeine Ueberzeugung geweſen, daß die franzöſiſche Beiſchläferin des Herzogs die Pläne und Entſchließungen, d. h. die Rath- und Thatloſigkeit des preußiſchen Hauptquartiers ihren anrückenden Landsleuten mitgetheilt habe. Wie dem ſein mag, ſoviel iſt gewiß, daß Karoline von Braunſchweig in einem Hauſe aufwuchs, welches, wie mit wenigen, ſehr wenigen Ausnahmen alle fürſtlichen Häuſer von damals, von der Peſtluft der vornehmen Sittenloſigkeit des 18. Jahrhunderts ganz und gar erfüllt war.

Was wollte es gegenüber dieſem Miaſma zu bedeuten haben, daß man die Prinzeſſin mit einem Kreiſe von reifrockſteifen alten Damen umgab, die aus der Sphäre des Lebensgenuſſes in die der Gottſeligkeit ſich hinüber geſpielt hatten oder geſchoben worden waren? Gar nichts oder nur Schlimmes. Denn die mürriſche Zionswächterei, womit dieſe Duennen die junge Prinzeſſin langweilten und ärgerten, ſtachelte in ihr einen Widerſpruchsgeiſt auf, der ſich mitunter muthwillig genug äußerte. Miſſmuthig über den Zwieſpalt, welcher zwiſchen den Eingebungen ihrer geſchäftigen Phantaſie und der Wirklichkeit klaffte, gefiel ſich Karoline darin, ſich ſchlimmer darzuſtellen, als ſie war, und ihrem natürlichen Hange zur Eulenſpiegelei nachgebend

1) Graf Henckel von Donnersmark, „Erinnerungen aus meinem Leben“ (1846), S. 42 fg.

ſetzte ſie der engbrüſtigen Konvenienz eine mehr abſichtliche als naive Natürlichkeit entgegen, die ſich der höfiſchen Anſtandslehre zum Trotz etwas darauf zu gut that, die Dinge bei ihren Namen zu nennen, — bekanntlich eine Todſünde in dieſer Welt des Scheins und der Lüge ..... Arme wilde Hummel mit den großen glänzenden Kornblumenaugen, wie wird es dir bei ſo beſtellter Denk- und Aeußerungsweiſe drüben in England ergehen, in dieſem Urlande der Scheinheiligkeit und des Emerentienthums? Schlimm, fürcht' ich, ſehr ſchlimm!

Um ſo ſchlimmer, da Karoline ein Herz beſaß, welches geſprochen hatte, bevor die Staatsraiſon es befahl. Bekanntlich ſollen Prinzeſſinnen, wenn überhaupt, nur in dieſem Falle lieben. Aber ſo ein kategoriſcher Imperativ der Unnatur hält eben nicht ſtand gegen die heißen Pulsſchläge eines erwachten Mädchenherzens. Wiſſen wir nicht von einer ſehr nahen Verwandten unſerer Karoline, von einer deutſchen Prinzeſſin, welche, zur Verlobung mit einem lüderlichen Napoleoniden gezwungen, verzweiflungsvoll durch die Korridore des Palaſtes lief, aufſchreiend: „Meinen Trompeter laſſ' ich nicht!?“ Ein hübſcher Gardetrompeter nämlich hatte das Herz der Armen wachgeblaſen, was beweiſ't, daß Kupido's Bogen unter andern Geſtalten auch die einer Trompete annehmen kann. Um aber in dem mythologiſchen Rokokobild zu bleiben, ſagen wir, daß die junge Karoline beſagten Bogen ebenfalls ſchwirren gehört und daß der von der Sehne geſchnellte Pfeil ihr armes warmes Herz getroffen hatte. Am Hofe ihres Vaters, wo es ſtets von Fremden wimmelte, und dieſe, wie wir ſehen, dem Herzog ins Geſicht den Anſpruch, die Einheimiſchen zu ſein, erheben durften, lebte ein iriſcher Gentleman, der unter dem Fürſten im Felde gedient und ſich den Namen eines tapferen Mannes erworben hatte. Damit verband er glänzende perſönliche Vorzüge, auf welche ein Paar mehrerwähnter und je nach den Umſtänden leuchtender oder ſchmachtender Blauaugen mit unverkennbarem Wohlgefallen blickten. Eine derartige Aufmerkſamkeit pflegt

aber dem Manne, welchem ſie gilt, nicht zu entgehen und die Hofherren von damals waren nicht blöde. Genug, man hat Grund, anzunehmen, daß zwiſchen dem gentlemanliken Sohn der Smaragdinſel und der Prinzeſſin Karoline Geſtändniſſe der Liebe, Schwüre der Treue und Bezeigungen der Zärtlichkeit ausgetauſcht worden ſeien. Ein Urkundenbuch zu dieſem hiſtoriſchen Roman, deſſen Entwickelung die Staatsraiſon mit rauher Hand abſchnitt, iſt freilich meines Wiſſens nicht vorhanden; doch thut das ſeiner Glaubwürdigkeit im ganzen keinen Eintrag. Es gibt im Hofleben, wie im Leben überhaupt, tauſende von mehr oder weniger zarten wie von mehr oder weniger brutalen Thatſachen, die vermöge ihrer Natur keine urkundliche Fixirung leiden.

2.

Zur nämlichen Zeit, wo der angedeutete Roman im Schloſſe zu Braunſchweig ſpielte, hatte drüben zu London im St. Jamespalaſt König Georg der Dritte einen verhängnisſvollen Einfall. Ein braver Herr, dieſer dritte Georg, ein treuer Gatte und hausbackener Hausvater, daneben fürchterlich beſchränkt an Geiſt, langſam von Begriffen, gegen alles, was entfernt nach Emancipation der Völker roch, todfeindlich geſinnt[1]), von dem Bewuſſtſein

1) „He ever warr'd with freedom and the free:
Nations as men, home subjects, foreign foes,
So that they utter'd the word „Liberty!“
Found George the Third their first opponent.
Whose
History was ever stain'd as his will be
With national and individual woes?
I grant his household abstinence; I grant
His neutral virtues, which most monarchs want.“
Byron.

seines „droit divin“ bis zur Verrücktheit aufgebläht. Wie jedermann weiß, ist er dann auch zeitig wirklich verrückt geworden. In lichten Momenten, Stunden und Tagen ließ man ihn nach wie vor das königliche Abc aufsagen. Als es ihm aber i. J. 1810 gefiel, bei Eröffnung des Parlaments an die Stelle der Eingangsformel zur Thronrede: „Mylords und Gentlemen!“ die poetische Lesart zu setzen: „Mylords und Waldschnepfen, die ihr die Schwänze in die Höhe streckt“ — da legte man ihm das Königshandwerk für immer und machte seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, zum Prinz-Regenten. Diesen ging der Einfall an, welchen sein Vater i. J. 1794 hatte; ob in einem lichten oder dunkeln Augenblick, ist sehr zweifelhaft.

Georg, Prinz von Wales — geboren am 12. August 1762 von Sophie Charlotte, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit welcher Georg der Dritte elf Monate zuvor sich vermählt hatte — ist in einer sittenlosen Atmosphäre vom Knaben zum Jüngling und Mann erwachsen. Die zuchtlose Rohheit der Sitten, welche die Regierungszeit der beiden ersten George gekennzeichnet hatte, war wenigstens da und dort noch durch Episoden von ritterlicher, hochromantischer oder hochtragischer Natur unterbrochen worden [1]). Unter dem dritten Georg dagegen, dessen häusliche Tugenden viel zu hausbacken und eckig sich darstellten, als daß sie die englische Gesellschaft hätten beeinflussen können,

1) Die rührendste dieser Episoden ist meines Erachtens folgende. Nach Besiegung des großen jakobitischen Aufstandes von 1745 war unter vielen andern Gefangenen auch ein Gentleman Namens Jakob Dawson processirt und zu einem martervollen Tod verurtheilt worden, welchen er zu Kennington erlitt. Er hatte eine junge schöne Braut, die Tochter einer angesehenen Familie. Die Braut bestand auf dem verzweifelten Entschlusse, die Hinrichtung des geliebten Unglücklichen mitanzusehen. Von ihrem Wagen aus betrachtete sie, wie Dawson, in Vollstreckung des barbarischen Urtheils, einige Minuten lang an den Galgen gehangen, dann, bevor er todt war, abgeschnitten und geviertheilt wurde. Thränenlos und scheinbar ruhig sah sie den ganzen Gräuel mit an. Als aber zuletzt der Henker das rauchende Herz Dawsons in's Feuer warf, lehnte sie sich im Wagen zurück, hauchte zweimal den Namen des Geliebten und verschied.

verband ſich mit der althergebrachten Ausſchweifung der britiſchen Nobility und Gentry die raffinirte Lüderlichkeit, wie ſie in der Epoche Ludwigs des Fünfzehnten von Paris her über die vornehmen Kreiſe Europa's ſich verbreitet hatte. Inbetreff der Koloſſalität der Verſchwendung, Schwelgerei und Schamloſigkeit ließ ſogar London die Hauptſtadt Frankreichs hinter ſich. Der Luxus und die Verachtung aller ſittlichen Geſetze ging in den engliſchen Modekreiſen bis zur Raſerei. Die Spielwuth war gränzenlos. In dem berühmten londoner Kaffeehaus „Zum Kakaobaum" war es etwas Gewöhnliches, daß junge Noblemen an einem Abend bis zu 25,000 Pfd. Sterling verloren. Eines Abends ſtanden daſelbſt 180,000 Pfund auf einem Satze. Eines andern verlor ein junger Schiffscadett ein ſo eben von ſeinem ältern Bruder ererbtes Gut im Werthe von 100,000 Pfund. Die Frauen der vornehmen Welt wetteiferten in bronzeſtirniger Hintanſetzung aller Zucht und Scham mit den Männern. Als im Jahre 1778 der Biſchof von Llandaff im Oberhauſe eine Zuſatzbill zu den Ehegeſetzen einbrachte, unterſtützte er ſeinen Antrag mittels der ſtatiſtiſchen Thatſache, daß ſeit der ſiebzehnjährigen Regierung Georgs des Dritten mehr Eheſcheidungen vorgekommen ſeien als während der ganzen übrigen Dauer der engliſchen Geſchichte. Um die Eheſtandschronik der Peers und Peereſſen Englands von damals zu charakteriſiren, braucht man nur an den ſkandalöſen Bigamie-Proceß jenes Hoffräuleins zu erinnern, welches als Miß Eliſabeth Chudleigh verſchiedene Niederkünfte erfuhr und nachmals unter dem Titel einer Herzogin von Kingſton weltberüchtigt wurde. Eine der bedeutendſten Nebenbuhlerinnen dieſer „Duchess of Scandal" war Mylady Worſeley, die nach zahlreichen Abenteuern mit einem Officier durchging. Als Sir Worſeley einen Entſchädigungsproceß gegen den Entführer anhob, lud Mylady, um dieſen aus der Patſche zu ziehen, vierunddreißig junge Gentlemen als Zeugen vor, welche ausſagen ſollten, daß ſie alle mit ihr zu thun gehabt hätten. Siebenundzwanzig erſchienen wirklich vor Gericht.

Man fand aber nicht nöthig, alle zu vernehmen, nachdem einer derselben ausgesagt hatte, Sir Worseley hätte ihn eines Tages auf seinem Rücken auf die Zinne des Hauses getragen, um ihm Myladv im Bade zu zeigen. Der klägerische Ehemann erhielt bei so bewandten Umständen als Entschädigung einen — Schilling zugesprochen. An demselben Tage fand im Parlament eine wichtige Abstimmung statt, und als Sir Worseley, welcher zur ministeriellen Seite des Hauses gehörte, nicht auf seinem Platze erschien, rief der Premier Lord North, welchem man die Ursache dieses Nichterscheinens mittheilte, mit einem Fluch aus: „Wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleibe ich gewiß in der Minderheit."

So war die Gesellschaft, in welche der junge Prinz von Wales eintrat nach einer unter pedantischem Zwange verlebten Knabenzeit, deren widerwillig ertragene Entbehrungen seinen angeborenen Durst nach Ungebundenheit und Vergnügen noch mehr gereizt hatten. Seine Erziehung war eine ebenso unzulängliche und verkehrte gewesen wie die seiner nachmaligen Gattin. Sobald ihm Gelegenheit geboten war, eilte er, mit dem Joche der väterlichen Autorität zugleich auch jede Fessel der Sitte abzuschütteln, und schon sehr frühzeitig eignete er sich eine empörend schamlose Gleichgiltigkeit für seinen persönlichen Ruf wie für das Staatsinteresse an. Das Unglück wollte, daß eine ausgelernte Buhlerin, eine Mistreß Robinson, des jungen Prinzen Einführerin in die Mysterien des „high life" werden sollte. Unter den Auspicien dieser „Freundin" wurde schon der Jüngling ein vollendeter Wüstling, welchem weibliche Tugend und Würde nur Traum und Schaum waren. Die äffische Liebe, welche seine Mutter ihm bezeigte, konnte hierin nichts bessern. Auf allen Wegen und Stegen kam die Verführung ihm entgegen und wetteifernd in Huldigungen drängte sich die Männer- und Frauenwelt der Mode um den „ersten Gentleman des Reiches", um den Gentleman par excellence, als welchen höfische Schmeichelei den Thronerben feierte.

Allerdings nicht ohne Grund. „Gentleman George“ war der erſte Prinz aus der hannover'ſchen Dynaſtie, welcher die Engländer an König Karl den Zweiten erinnerte, der trotz ſeiner bodenloſen Nichtsnutzigkeit mittels der leutſeligen Munterkeit ſeines Geiſtes und der Anmuth ſeines Gebarens ſeine Unterthanen bezaubert hatte. Und der Prinz von Wales war noch dazu von der Natur viel vortheilhafter ausgeſtattet, als es jener populäre Ausſchweifling geweſen. Schön, wenn auch mehr weibiſch als männiſch ſchön von Antlitz, ſtattlich und wohlgeformt von Geſtalt, ein verwegener Reiter, kecker Fuchsjäger, zierlicher Wagenlenker, geſchickter Boxer, kurz ein „most fashionable sportsman“, beſaß er viel natürlichen Verſtand, einen feingebildeten Geſchmack, Leichtigkeit der Rede und eine Grazie der Haltung und des Benehmens, die ihn faſt unwiderſtehlich machte, wenn er es ſein wollte. Es fehlte ihm vielleicht nur die ſtrenge Schule der Noth und Arbeit, um ein ausgezeichneter, wenn nicht ein außerordentlicher Mann zu werden. So wurde er nur ein ſkandalfroher Prinz und aus dieſem ein ſkandalbehafteter König.

Es war ſo zu ſagen Hausgeſetz der hannover'ſchen Dynaſtie auf dem Throne Großbritanniens, daß König und Thronerbe in erbittertem Zerwürfniſſe lebten. Nun wohl, in Uebung dieſer herkömmlichen Praxis ſchloß ſich der Prinz von Wales der Oppoſition an und trat mit den genialiſch begabten Wortführern derſelben, mit den Burke, Fox und Sheridan in vertraute Genoſſenſchaft. Man braucht nur Richard Brinſley Sheridan zu nennen, um den Ton zu charakteriſiren, welcher damals in dem Kreiſe herrſchte, welchem „Gentleman George“ vorſaß. Der prinzliche Pavillon zu Brighton widerhallte von orgiaſtiſchem Gelärme. Aber während das Weſen des Prinzen in der geiſtreichen Witzſchwelgerei, in der genialen Lüderlichkeit dieſer Vergnügungen aufging, waren dieſelben für ſolche ſeiner damaligen Genoſſen wie Burke, Fox und Sheridan nur jugendliche Bakchanalien, aus deren trüben Dünſten der Genius der Genannten zur Gewinnung eines Ruhmes ſich aufraffte,

welcher dauern wird so lange es eine Geschichte und Literatur Englands gibt. Der politische Liberalismus des Prinzen hat bekanntlich keine Minute länger gewährt, als bis er sich im Besitze der königlichen Gewalt befand, und will man ein typisches Beispiel der sprichwörtlichen Falschheit und Herzlosigkeit haben, womit Fürsten Freundschaftsbande brechen, so kann der Prinz-Regent dieses Beispiel liefern. Viel länger als ein Whig ist Gentleman George ein liberaler Gesellschafter geblieben. Er blieb das wirklich sein Lebenlang und seine Liebenswürdigkeit als Wirth und Zechbruder ist über jeden Zweifel erhaben. Lockhart hat in dem vielbändigen Buche, worin er das Leben seines Schwiegervaters Walter Scott erzählt, eine hübsche Probe der beregten Liebenswürdigkeit gegeben. Als der große Dichter im Frühjahr 1815 nach London gekommen war, zog ihn der Prinz sogleich zu Hofe und veranstaltete ihm zu Ehren ein „gemüthliches Dinner", das bis Mitternacht dauerte. Ein Mitgast berichtet: „Der Prinz und Scott waren die zwei brillantesten Erzähler, jeder in seiner Weise, die ich jemals kennen gelernt. Beide waren auch ihres Talentes sich recht wohl bewusst und beide übten es an diesem Abend mit ganz herrlicher Wirkung." Wie bekannt, hüllte Scott damals seine Autorschaft des ein Jahr zuvor erschienenen „Waverley" in ein noch ziemlich lange hartnäckig bewahrtes Geheimniß; allein dessenungeachtet forderte an jenem Abende gegen Mitternacht zu der Prinz seine Tafelrunde auf, „einen vollen Humpen mit allen gebührenden Ehren auf das Wohl des Verfassers vom Waverley zu leeren".

Das Leeren voller Humpen, ja — um für eine hässliche Sache das entsprechende Wort zu gebrauchen — das gewohnheitsmäßige Voll- und Tollsaufen war überhaupt eine der Lieblingsbeschäftigungen des Prinzen. Und noch bei weitem nicht die schlimmste. Denn er war wie als leidenschaftlicher und wenig gewissenhafter Spieler, so auch als zuchtloser, aller Scham und Scheu barer Mädchenjäger verrufen. Schon frühzeitig hatte er gelernt, gegen die

öffentliche Meinung ſich zu verhärten und kein Mittel, aber auch gar keines zu ſchlecht zu finden, wo es galt, ſeiner ungezügelten Begierde zu fröhnen. In der erſten Blüthezeit ſeiner Gentlemanſchaft, im Jahre 1783, war ihm beſchieden, daß er ſich in ein Netz verſtrickte, welches ihm die bitterſten Verlegenheiten bereitete. Er war einer iriſchen Dame begegnet, deren Anblick zum erſtenmal eine Leidenſchaft edlerer Art in ihm entzündete. Aber freilich, die Flamme verſchwand bald genug hinter dem Rauche der Gemeinheit. Miſtreß Fitzherbert war Katholikin, um mehrere Jahre älter als der Prinz und ſchon zum zweitenmal Witwe. Aber ſie war nicht nur ſehr ſchön, ſondern auch keuſch und ſpröde, und das hatte für den an leichte Siege gewöhnten Prinzen den ſtachelnden Reiz der Neuheit. Nach Erſchöpfung der gewöhnlichen Mittel, die tugendhafte Schöne zu beſiegen, nahm der Prinz im Verein mit würdigen Helfershelfern ſeine Zuflucht zu einem ungewöhnlichen. Wie es ſcheint, hat daſſelbe der damals zu London weilende Duc d'Orléans vorgeſchlagen, ein Theilnehmer der Orgien von Brighton, nachmals als Citoyen Egalité verrühmt, verachtet und guillotinirt. Das Gaukelſpiel einer heimlichen Scheinehe wurde in Scene geſetzt und erfüllte ſeinen Zweck. Miſtreß Fitzherbert ergab ſich dem Prinzen von Wales, mit welchem ſie in aller Form rechtskräftig verheiratet zu ſein glaubte. Sie hatte das Spiel für Ernſt genommen und es kehrte auch dem Prinzen bald genug eine ernſte Seite zu. Es ging nämlich ein lauter und lauter werdendes Gemunkel von dieſer Ehe des Thronfolgers mit einer Katholikin um und die Konſtatirung eines ſolchen Verhältniſſes konnte des Prinzen Recht auf die Thronfolge in Frage ſtellen. Von ſeinem damaligen Intimus Charles Fox zur Rede geſtellt, verleugnete der Prinz, falſch bis ins Mark, ſeine Heirat und ließ die ganze Angelegenheit durch Fox öffentlich im Unterhauſe ableugnen. Jedermann war vom Gegentheil überzeugt, aber trotz alledem war und blieb Gentleman George der Gentleman par excellence. Natürlich! Die Welt verzeiht unendlich viel lieber hundert Lügen

als eine Wahrheit. Man thut unrecht, die Fürsten ihrer Herzenshärte und Selbstsucht wegen zu verklagen. Wie könnten sie anders sein? Finden doch ihre niedrigsten Instinkte Hätscheler und Schmeichler, welche nicht anstehen, solche Gelüste für „noble Passionen" auszugeben. Warum die Despotie verwünschen, so lange bei ihrem Erscheinen die ungeheure Mehrzahl von Menschen ihr mehr als halbwegs huldigend entgegenkriecht?

Seine Verbindung mit Mistreß Fitzherbert verschaffte dem Prinzen, was er früher nie genossen und später nie wieder genießen sollte: häusliches Behagen. Aber auf der andern Seite diente dieses Verhältniß, welches Gentleman George nöthigte, eine doppelte Haushaltung zu führen, seine ohnehin schon missliche Finanzwirthschaft der unheilbarsten Zerrüttung zu überliefern. Der Thronerbe von Großbritannien lebte jahrelang nur von der Gnade der Wucherer. Man sah Stücke seines Hausrathes im Leihhause und seine Schuldenlast dehnte sich in die Hunderttausende von Pfunden. Endlich kam der Augenblick, wo es sich alles Ernstes um prinzliches Sein oder Nichtsein handelte, und diesen Augenblick ersah der zähe dritte Georg, um seinem Sohne die Einwilligung in einen väterlichen Wunsch abzupressen. Der König hatte lange vergeblich gewünscht, den Prinzen standesmäßig verheiratet zu sehen, und hatte zu seiner Schnur die Tochter seiner Schwester, die Prinzessin Karoline von Braunschweig, auserwählt. Gentleman George sträubte sich zwar heftig, aber König Georg drehte aus den zuletzt unerträglich gewordenen Schuldenbedrängnissen des Sohnes einen starken Strick, woran er den Widerstrebenden ins legitime Ehebett schleifte. Ohne Metapher, der Gemahl der Mistreß Fitzherbert willigte ein, um den Preis der Entledigung von seiner Schuldenlast seine Base Karoline zu heiraten, und Mylord Malmesbury ging zu Anfang des Jahres 1795 als Freiwerber nach Braunschweig.

3.

Die Prinzeſſin war zu dieſer Zeit ſiebenundzwanzigjährig, alſo durchaus kein Backfiſchchen mehr, ſondern, wie die Schweizer ſagen würden, eine „Jumpfer von beſtandenem Alter“. Sie gefiel Mylord Malmesbury nicht. Ihr Geſicht zwar fand er hübſch, aber Figur und Benehmen nicht anmuthig, nicht „ladylike“. Sie ihrerſeits fand die engliſchen Herren der Heiratsgeſandtſchaft ebenfalls nicht nach ihrem Geſchmack, und als eines Tages einer derſelben, der Almoſenier des Prinzen von Wales, ſich erdreiſtete, die Prinzeſſin zu tadeln, weil ſie ſtatt in der Bibel in Pope's Schriften las, wies ſie dieſe pfäffiſche Anmaßung gebührend zurück. Sie war überhaupt der Heirat mit Gentleman George ganz entſchieden abgeneigt und das ſpricht ſicher nicht zu ihren Ungunſten. So, wie Gentleman George war, muſſte er ein jungfräuliches Gemüth anwidern.

Freilich, der höfiſche Klatſch hat hinter die Jungfräulichkeit der Prinzeſſin ein großes Fragezeichen geſetzt. Es geht die Sage, die arme Karoline habe nicht allein mittels des Wortes, ſondern auch mittels der That gegen die ihr angeſonnene Heirat proteſtirt. Sie habe den abenteuerlichen Entſchluß gefaſſt und ausgeführt, ſich von dem obenerwähnten iriſchen Gentleman entführen zu laſſen, ſei aber eingeholt worden und habe eingewilligt, die Frau des Prinzen von Wales zu werden, als man ſie bedeutete, nur um dieſen Preis vermöge ſie das Leben und die Freiheit ihres Geliebten und Entführers zu retten. Zur Erhärtung des ganzen oder theilweiſen Inhalts dieſer Novelle iſt meines Wiſſens kein irgendwie ausreichender Beweis beigebracht worden, weſſwegen ſie nur auf mythiſche Geltung Anſpruch machen kann. Genug, die Prinzeſſin gab ihr Jawort, die Ehepakten wurden aufgeſetzt und unterzeichnet und ein ſtattliches Geleite von Herren und Damen kam zur Heimholung der Braut von England nach Braunſchweig herüber.

Die erſte Figur in dieſem Brautgefolge machte Mylady

Jersey, welche zur ersten Hofdame der künftigen Prinzessin von Wales ausersehen worden war. Eine unglückselige Wahl, eine frivole, ja wahrhaft kynische Taktlosigkeit oder auch eine gemeine Bosheit! Denn Mylady war die „Freundin" des Prinzen und es ist wohl einzig in seiner Art, daß der Bräutigam seine Maitresse zur Heimholung seiner Braut abschickte. Natürlich sah Mylady in der armen Karoline vom ersten Augenblick an nur die Nebenbuhlerin und die Folgen hiervon ergaben sich bald . . . Frances Twysden war die Tochter des Bischofs von Raphoe in Irland. Als Fünfzehnjährige nach London gekommen und in die „Welt" eingeführt, galt sie bald für das schönste Mädchen in den drei Königreichen und zwar mit Recht. Konnte sie doch noch als mit Schwerleibigkeit behaftete Matrone, welche nahezu ein Dutzend Kinder geboren hatte, für ungemein schön gelten. Zur Zeit ihrer Jugendblüthe wirkten der edle Schnitt ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, das Lächeln ihres Mundes, die Schlankheit und zarte Fülle ihrer Gestalt, ihr edler Gang und ihr anmuthiges Gebärdenspiel bezaubernd. Aus der Menge von Bewerbern, welche die Bischofstochter umringten, wählte sie den George Villiers, Earl von Jersey, mit welchem sie i. J. 1770 verbunden wurde. Die neue Gräfin von Jersey war aber nicht allein eine sehr schöne, sondern auch eine sehr weltkluge Dame, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Skepter des Reiches der Mode, der Welt des High life von rechts-, d. h. von schönheits- und klugheitswegen ihr gebührte, zögerte sie nicht, desselben sich zu bemächtigen. Mit vollem Erfolge, namentlich seitdem Gentleman George in der Vorderreihe ihrer Anbeter stand. Was sollte im „hochsittlichen", auf dem Altar der Göttin Delicacy unaufhörliche Weihrauchsopfer verbrennenden England einer schönen und gescheiden Lady unmöglich sein, welche die „Freundin" des Thronerben und nebenbei noch die Frau eines Earl ist? Ihre Ladyship wusste wie alle Welt, „Männlein und Weiblein", so auch die Mutter ihres kronprinzlichen Freundes für sich einzunehmen und dadurch ihren großen Stand in der exclusiven

und excluſivſten Geſellſchaft zu mehren und zu feſtigen. Wie hätte unſere arme wilde Hummel von Braunſchweig gegen ſo eine Ladyſchaft aufkommen können, welche die Obliegenheiten einer „Freundin“ von Gentleman George ſo vortrefflich mit den Pflichten der engliſchen Prüderie und Scheinheiligkeit zu verbinden wuſſte, der Pflichten der Gräfin von Jerſey gar nicht einmal zu gedenken!

Es war am 5. April 1795, als die Prinzeſſin Braut am Hofe von St. James anlangte. Mylady Jerſey hatte es zu paſſendem Gebrauch ad notam genommen, daß ſich die Prinzeſſin während der Ueberfahrt nach England mit dem das Schiff befehligenden Captain Pole nach ihrer Art lebhaft und zwanglos unterhalten hatte. Erſte Todſünde gegen das ſteifleinene engliſche Dekorum! Zugegeben, daß die arme Karoline, nachdem ſie einmal eingewilligt, nach England zu gehen, allerdings verpflichtet war, dieſes Dekorum, ſo wie es einmal war, zu berückſichtigen, ſo muß hinwieder doch auch betont werden, daß ihr im Grunde damit nicht viel geholfen geweſen wäre. Denn es kann, alles in allem gewerthet, für den Unbefangenen kein Zweifel übrigbleiben, daß, bevor die Prinzeſſin einen Fuß auf britiſchen Boden ſetzte, ein Komplott exiſtirte, um ihr die Behauptung der Stellung, zu der ſie daſelbſt berufen war, unmöglich zu machen. In Wahrheit, dieſe unſelige, beiden Theilen aufgenöthigte Ehe war untergraben, bevor ſie vollzogen wurde. Schon die erſte Zuſammenkunft des Brautpaars ſtellte das außer Frage. Mit froſtiger Galanterie nahte ſich der Prinz ſeiner Verlobten, welche ihn mit gebogenem Knie begrüßte. Er hob mit allem Anſtand, welcher dem Gentleman George zu Gebote ſtand, die Knieende auf, drehte ſich auf dem Abſatze herum und ging eilends weg, der Beſchämten jedenfalls kein günſtigeres Bild von ſich zurücklaſſend, als er von ihr mit fortnahm. Die ganze Scene muß anweſende Kenner der engliſchen Geſchichte auffallend an eine andere erinnert haben, welche am Neujahrstage des Jahres 1540 geſpielt hatte. Damals empfing Heinrich der Achte, der dicke Weibermörder, zu Rocheſter ſeine Braut Anna von

Kleve. Er konnte es kaum über ſich bringen, die ihm beim erſten Anblick ſchon Miſſfällige anſtändig zu begrüßen, und, ſchnell hinausgegangen, runzelte und fluchte er ſeine Höflinge an, ſchreiend: „Was, zum Henker, habt ihr mir da für eine große flandriſche Stute gebracht?“ Möglich, ſehr möglich, daß ſich Gentleman George nach der erſten Zuſammenkunft mit ſeiner Verlobten nicht viel zarter ausgelaſſen hat als Gentleman Harry zweihundert und fünfundfünfzig Jahre vorher. Hiſtoriſch ſicher, weil durch Lord Malmeſbury bezeugt, iſt, daß der Prinz, nachdem er ſich von ſeiner Braut weggewandt hatte, zu dem genannten Hofmanne ſagte: „Mir iſt übel; ſchaffen Sie mir ein Glas Branntwein“. Die Prinzeſſin, verblüfft durch ſein Benehmen, ſagte ihrerſeits unkluger Weiſe: „Mein Gott, iſt der Prinz immer ſo? Ich finde ihn ſehr dick und keineswegs ſo ſchön wie ſein Porträt.“

Aber das Unheil war einmal im Gang und muſſte ſeinen Verlauf haben. Drei Tage ſpäter wurde die Hochzeit gefeiert, eine jener Hochzeiten, welche die Heiligkeit der Ehe in die Schmach der Proſtitution verkehren. Der Prinz gab ſich nicht einmal am Vermählungstag irgendwelche Mühe, zu verbergen, daß er das „Geſchäft“, zu welchem er ſich hatte nöthigen laſſen, mit dem leichtfertigen Uebermuth eines vollendeten Roué abzumachen gedenke. Längſt gewohnt, unter allen Umſtänden Inſpiration und Troſt in der Flaſche zu ſuchen, hielt er ſich auch an dieſem Tag fleißig an dieſelbe und es iſt Thatſache, daß er mehr als halb betrunken dem bräutlichen Lager Karoline's nahte. Ueber die Geheimniſſe der Brautnacht iſt viel geklatſcht worden. Es hieß, der Prinz ſei nur unter heftigſtem Sträuben der Prinzeſſin zur Ausübung ſeiner ehemänniſchen Rechte gelangt. Ferner, er habe dabei eine Entdeckung gemacht und ein Geſtändniß empfangen, welche wie ein Stral kalten Waſſers auf den Berauſchten gewirkt hätten. Dennoch habe er am Morgen darauf eine zufriedene Miene gezeigt. Eine unheimliche Sage will, am Tage der Hochzeit ſei von feindſeliger Hand der jungen Frau ein das Blut übermäßig

erhitzendes Mittel beigebracht worden, deſſen Wirkung ſo heftig geweſen, daß der Prinz, als er das Ehebett beſtiegen, vor dem mänadenhaften Gebaren ſeiner Gattin entſetzt die Flucht ergriffen habe. Gewiß iſt, daß kaum jemals eine fürſtliche Ehe unter unglückſeligeren Konſtellationen vollzogen ward.

4.

„An den Höfen iſt beſtändig ein heimlicher Krieg im Gange", hat eine eingeweihte Kennerin höfiſcher Zuſtände geſagt, Madame de Campan. Am engliſchen Hofe war dieſer mit den Waffen der Intrike geführte Krieg jedoch ein öffentlicher, von dem Prinzen von Wales und ſeinem Anhang ſchon in den erſten Tagen ſeiner Ehe ſcham- und ſcheulos gegen ſeine Gattin geführt. Er ließ die Prinzeſſin bei jeder Gelegenheit recht gefliſſentlich merken, daß er Mylady Jerſey für ſeine eigentliche Frau anſähe. Auch die nie ganz gelöſ'te Verbindung mit Miſtreß Fitzherbert pflegte er jetzt wieder eifriger. Die Prinzeſſin lebte ziemlich einſam und verlaſſen in Carltonhouſe. Zwar die Volksſtimme war ſeit ihrer Ankunft in England ganz entſchieden für ſie, aber wann hat an Höfen die Volksſtimme etwas gegolten? Nur der König blieb ein ſtandhafter Beſchützer ſeiner Nichte und Schwiegertochter, während ihre Schwiegermutter, die Königin, die gewünſcht hatte, daß ihr Sohn die Prinzeſſin Luiſe von Mecklenburg heiraten ſollte, welche als Königin von Preußen ihrem Volke mit Recht ſo theuer geworden iſt, der armen Karoline von Anfang an abgeneigt war und blieb.

Leider war die Prinzeſſin nicht dazu angethan, dieſe ſchwierigen und peinlichen Verhältniſſe zum Beſſern zu wenden. Auch iſt ſehr die Frage, ob dies überhaupt möglich geweſen. So, wie ſie war, d. h. lebhaft, geradeheraus, unſchmiegſam und taktlos, muſſte Karoline in dem bald ganz ärgerlich

entbrannten Kampfe mit ihrer klugen, gewandten und geſchmeidigen Nebenbuhlerin, der Gräfin von Jerſey, nothwendig den Kürzeren ziehen. Mylady, in ihrer Eigenſchaft als Hofdame der Prinzeſſin aufgedrungen, umgab dieſelbe mit Spionen, ließ ſie überall ihre Ueberlegenheit fühlen und dabei über die Perſönlichkeit und die Taktloſigkeit der angeblichen Herrin von Bosheit funkelnde Witze ausgehen. Unfähig, das länger zu ertragen, forderte die Prinzeſſin von ihrem Gemahle, daß er die Gräfin entließe; auch beſchwerte ſie ſich bei dem König. Dieſer ſuchte zu vermitteln, allein mit welchem Erfolg, zeigte ein Brief, welchen Karoline im December 1795 nach Deutſchland ſchrieb und worin ſie äußerte: „Elende und böſe Geſinnungen umgeben mich und all mein Beginnen ſtellt man in ein falſches Licht. Die Gräfin iſt noch immer hier. Ich haſſe ſie und weiß, daß ſie ebenſo gegen mich geſinnt iſt. Mein Gemahl iſt ganz für ſie eingenommen und ſo mögen Sie leicht das Uebrige errathen.“

Indeſſen ſchien eine günſtige Wendung im Geſchicke der Prinzeſſin ſich vollziehen zu wollen, als ſie am 7. Januar 1796 ihre Tochter Charlotte geboren hatte. Der Prinz näherte ſich ſeiner Frau wieder und bewies ihr Aufmerkſamkeit. Allein die Verſtimmung war doch ſchon auf beiden Seiten zu groß, als daß ſie noch hätte überwunden werden können. Das Miſſbehagen, welches die Gatten bei ihren Zuſammenkünften empfanden, wurde geradezu unleidlich. So kleidete ſich denn ſchon wenige Monate nach dem glücklichen Ereigniß vom Januar der Gedanke einer Trennung in Worte. Der Prinz ließ ſeine Frau durch Lord Cholmondeley darüber ſondiren. Die Prinzeſſin ſtellte zwei Bedingungen, erſtens müſſte ihr Gemahl das Verlangen der Trennung ſchriftlich gegen ſie ausſprechen, zweitens müſſte dieſe Trennung eine unwiderrufliche ſein. „Denn — ſagte ſie — ich will mich nicht zum zweitenmal der Staatsraiſon zum Opfer bringen laſſen.“ Darauf ſchrieb der Prinz am 30. April zu Windſor an ſeine Frau einen Brief, welchen ſie als Scheidungsbrief von Tiſch und Bett

betrachten konnte und auch wirklich ſo betrachtete. Ihre vom 6. Mai datirte Antwort war gehalten und würdig. Nur an einer Stelle derſelben machte ſich die Bitterkeit ihres Herzens Luft, da, wo ſie ſagte: „Ich hätte es nicht für nöthig geachtet, Ihren Brief noch zu beantworten, wäre derſelbe nicht in Ausdrücken verfaſſt, die es zweifelhaft laſſen könnten, ob dieſes Arrangement von Ihnen oder von mir herrühre, obſchon Sie ſehr gut wiſſen, daß das Verdienſt deſſelben Ihnen allein zukommt.“ Edelſinnig lautete der Schluß des Schreibens: — „Für Sie bewahre ich die Empfindung der Dankbarkeit, da ich Ihnen die Lage verdanke, in welcher ich als Prinzeſſin von Wales der freien Uebung der Mildthätigkeit mich hingeben kann, was meinem Herzen ſtets theuer war. Darin, ſowie in dem Beſtreben, allen Prüfungen Geduld und Ergebung entgegenzuſetzen, will ich fürder meinen Beruf finden.“

Nach der Trennung des Paares bezog der Prinz wieder ſeinen Lieblingsſitz, den Pavillon von Brighton, wo er bis zum Jahre 1810 wohnen blieb. Er begann daſelbſt ſein altes Laſterleben von neuem. Raſende Verſchwendung, wildes Zechen, Spiel und Unzucht füllten ſeine Tage und Nächte aus, und zwar zu einer Zeit, wo England in den furchtbaren Anſtrengungen und Nöthen des Weltkampfs gegen die franzöſiſche Revolution und den Bonapartismus mehrmals am Rande des Verderbens ſchwebte. Das Skandal der Lebensweiſe des Gentleman George war ſo arg, daß die Preſſe ſein Brighton mit dem Kapri des Tiberius verglich und William Pitt im Unterhauſe das Gebaren des Thronerben den ſtrengſten Rügen unterwarf. Aber der Getadelte, deſſen Herz von Mühlſteinhärte und deſſen Stirne von Eiſen, half ſich mit etlichen ſchlechten Witzen und lautem Lachen über dieſe öffentlichen Cenſuren hinweg. Er wuſſte, daß er trotz alledem in den Augen der engliſchen Ariſtokratie der feinſte Gentleman der drei Königreiche bliebe, namentlich ſeitdem er aus den liberalen Kreiſen der Fox und Sheridan mit Geräuſch in die Reihen der Tories übergegangen war, welche mit kurzen Unterbrechungen bis

zum Ende der napoleoniſchen Kriege und noch lange nachher in der Politik das Oberwaſſer hatten.

Die Prinzeſſin zog mit ihrer Tochter, welche man ihr erſt 1806 auf Betreiben ihres Gemahls entzog, nach der Villa Montaguehouſe zu Blackheath, wo man ihr einen ihrem Range leidlich gemäßen Haushalt eingerichtet hatte. Sie wurde hier mehrmals von ihrem königlichen Schwiegervater beſucht. Männer, die zu den vorragendſten des Landes gehörten, wie Pitt und Perceval, waren häufig ihre Gäſte. Der nachmalige große Premier, George Canning, welcher England aus den durch die Liverpool und Caſtlereagh gehaltenen Feſſeln der Heiligen-Allianz-Politik losmachen ſollte, war oft ein Theilnehmer an dem Blindekuhſpiel, womit die arme muntere und unvorſichtige Verſtoßene ſich und ihre Geſellſchaft zu Montaguehouſe beluſtigte. Andere Hausfreunde der Prinzeſſin waren der Schiffscaptain Manby, der höchſt faſhionable Maler Sir Thomas Lawrence und der berühmte Admiral Sir Sidney Smith.

Für harmloſe Beobachter war das Leben zu Montaguehouſe harmlos genug. Die Prinzeſſin beſchäftigte ſich mit Muſik und Malerei, mit Lektüre und Gärtnerei. Froh, dem Hofzwang entzogen zu ſein, richtete ſie ihr Leben nach ihrem Geſchmacke ein, d. h. idylliſch und ungenirt. Für engliſche Augen freilich viel zu idylliſch und ungenirt, namentlich für ſolche, deren Inhaber und Inhaberinnen nach Blackheath kamen, um unter allen Umſtänden mehr und anderes zu ſehen, als wirklich zu ſehen war, oder wenigſtens dem daſelbſt Geſehenen die ſchlimmſte Deutung zu geben. Wahr iſt freilich, das Benehmen Karoline's überſprang oft mit gleichen Füßen die Schranken engliſcher Prüderie und Steifleinigkeit. Ihre Zunge ging oft im Galopp mit ihr durch. Wie ſtockengliſche Ladies das Gebaren der Prinzeſſin anſahen, beweiſen die Aeußerungen der bekannten Lady Eſther Stanhope, einer Nichte Pitts, in ihren hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten. Mylady ſkandaliſirt ſich hier darüber, daß die Prinzeſſin, bei welcher ſie häufig zu Gaſte geweſen, „herumhüpfte wie eine Operntänzerin“ und daß

ſie in einem ihrer Zimmer einen „chineſiſchen Automaten hatte, welcher die überraſchendſten (indecenten) Bewegungen machte.“ Ferner ſagt Mylady: „Die Prinzeſſin war ſo niedrig und gemein, daß ſie — (hört!) — ihre Strumpfbänder unter dem Knie knüpfte.“ Sodann ſpricht ſie von Liebesbriefen, welche die Prinzeſſin an den Captain Manby geſchrieben, wenn deſſen Schiff an der Küſte vor Anker lag, und endlich gibt Mylady das auch nicht eben ſehr nach engliſcher „Delicacy“ ſchmeckende Verdikt ab: „Die Prinzeſſin war eine gemeine, ſchamloſe Perſon, ein verworfenes Geſchöpf, geradezu eine Vettel (slut)“ . . .

Karoline hatte eine große Vorliebe für Kinder und liebte es, ſich mit ſolchen zu umgeben. Hierdurch ließ ſie ſich zu einem großen Miſſgriffe verleiten. Sie adoptirte i. J. 1802 in aller Form einen kleinen Knaben, Billy Auſtin. Wenn ſie dabei, wie ſie durchblicken ließ, den Nebenzweck hatte, ihren Gemahl zu ärgern, ſo erreichte ſie das vielleicht. Aber ſicher iſt, daß die Adoption des Knaben, wennſchon kaum zu bezweifeln, daß derſelbe das Kind eines armen Schiffszimmermanns in Deptford und von ſeiner Mutter der Prinzeſſin überlaſſen war, ihren Feinden einen willkommenen Anlaß zur herbſten Anklage gab. Karoline's aufrichtige Freunde machten ſie aufmerkſam, daß ihre Gegner ſie für die Mutter des Knaben ausgeben könnten. „Bah — entgegnete ſie halb trotzig halb ſcherzhaft — laſſt ſie das beweiſen und ich will den Jungen zum Prinzen von Wales machen,“ — eine Aeußerung, welche darauf hinzudeuten ſcheint, daß Gentleman George auch nach der Trennung von ſeiner Frau mitunter noch Umgang mit ihr gehabt habe. Man ſtellte nun der Prinzeſſin vor, daß die Bezüchtigung des Ehebruchs für ſie leicht die Anklage auf ein Kapitalverbrechen nach ſich ziehen könnte. Darauf ſagte ſie ernſt und bitter: „Ich habe nie Ehebruch getrieben außer einmal und zwar mit dem Manne der Miſtreß Fitzherbert“.

Das war ein Witzhieb, welcher ſogar auf der zehnfach gegerbten Seele des Prinzen von Wales eine blut-

rünstige Spur zurückließ. Bis dahin war ihm seine Frau nur gleichgiltig oder höchstens widerwärtig gewesen, jetzt begann er sie zu hassen mit dem zähesten, unerbittlichsten, alle noch übrige Energie eines frühzeitig versumpften Gemüthes in sich koncentrirenden Haß. Er, der ausgeschämte, verworfene Ausschweifling, der intime Zechbruder des Wüstlings der Wüstlinge, jenes Herzogs von Queensbury, der sich rühmte, „mehr Jungfernschaften zerstört zu haben als er Haare auf dem Kopfe habe," — er legte plötzlich die lebhafteste Besorgniß um die Tugend und den Ruf seiner verstoßenen Gattin an den Tag. Die Babylonierinnen von Brighton-Kapri, von der Balletspringerin an bis hinauf zur Marchioneß, nährten eifrigst diese prinzliche Stimmung. Die taktlose Zuneigung, welche die Prinzessin dem Knaben Billy Austin bezeigte, bot eine Gelegenheit, die man sich nicht entgehen lassen durfte. Erst zischelte, dann flüsterte, dann schallte durch die londoner Salons das Gerücht von einem Hochverrathe der Prinzessin von Wales, begangen durch die Geburt eines in ehebrecherischer Umarmung erzeugten Kindes, als dessen Vater von den einen der Admiral Smith, von den andern der Captain Manby, von dritten der Maler Lawrence bezeichnet wurde. Es fehlte nur noch ein Angeber oder eine Angeberin, welche mit der gehörigen Bestimmtheit auftrat, und die Angeberin fand sich.

Zu Blackheath in der Nachbarschaft von Montaguehouse wohnte der General Sir John Douglas. Die Prinzessin hatte mit seiner Frau, Lady Charlotte Douglas, Bekanntschaft gemacht und kam oft in das Haus des Generals, wo sie auch Sir Sidney Smith kennen lernte. Der General und seine Frau waren sehr häufige Gäste in Montaguehouse und es scheint, die Prinzessin habe sich mit gewohnter Unbesonnenheit in eine vertraute Freundschaft mit der Lady eingelassen. Ebenso unbesonnen brach sie den Umgang mit Mylady i. J. 1804 plötzlich ab und verbot derselben mittels eines Billets den Zutritt in Montaguehouse. Die Generalin, welche mit Lady Jersey in Verbindung getreten war, nahm ihre Rache: sie wurde

das Hauptrad in der Anklagemaſchine, welche die Feinde der Prinzeſſin konſtruirten und in Gang ſetzten. Die ärgerlichſten Einzelheiten über den Lebenswandel der Prinzeſſin wurden Tag für Tag ausposaunt und das Geſchrei wurde ſo arg, daß das Ding allmälig die Bedeutung einer Staatsſache bekam. Der Prinz von Wales wollte ſich den Anſchein geben, als würde er gedrängt, eine Unterſuchung zu fordern. Seine Brüder, die Herzöge von Suſſex und von Kent, thaten ihm dieſen Gefallen. Nun wandte ſich der Prinz an den König, welcher wohl oder übel die verlangte Unterſuchung befehlen muſſte (1806).

Georg der Dritte beauftragte die Lords Erſkine, Grenville, Spencer und Ellenborough mit Führung dieſer „delicate investigation“. Die Kommiſſion konſtituirte ſich in Downingſtreet und dort erſchien am 1. Juni genannten Jahrs Mylady Douglas vor den vier Lords. Die Depoſition der Angeberin konnte nicht deutlicher und beſtimmter ſein als ſie war. Es wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, welches Mylady unterzeichnete, und dieſes Protokoll bildete eins der Hauptſtücke jener gegen die Prinzeſſin bis i. J. 1820 nach und nach zuſammengebrachten Sammlung von Denunciationen, welche unter dem Namen „der grüne Sack“ oder „der grüne Beutel“ berüchtigt geworden iſt. Enthielten die Angaben der Lady Douglas Wahrheit, ſo konnte an der Schuld der Prinzeſſin allerdings kein Zweifel ſein. Die Frau Generalin gab nämlich unter anderem folgendes zum Protokoll: — „Im Mai oder Juni 1802 kam die Prinzeſſin eines Tages ganz allein zu mir und ſagte, ich ſollte einmal rathen, was ihr begegnet ſei. Ich nannte verſchiedenes, worauf ſie mir endlich eröffnete, ſie ſei in intereſſanten Umſtänden und fühle das Kind ſich bewegen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, ob es an demſelben Tag oder einige Tage vorher war, daß ſie mir ſagte, die Milch ſei ihr, während ſie bei Lady Willoughby frühſtückte, in die Brüſte getreten, ſo daß ihr davon das Kleid naß geworden. Wer der Vater des Kindes ſei, hat ſie mir nicht geſagt, wohl aber, daß ſie, falls die Sache

entdeckt würde, den Prinzen von Wales als Vater angeben werde, denn derselbe habe in diesem Jahre in Carltonhouse zwei Nächte bei ihr zugebracht."

Die Denunciantin trug Sorge, die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage zu verstärken, indem sie weiter sich verlauten ließ: — „Die Prinzessin hat mir gesagt, daß sie so oft als möglich einen Bettkameraden habe, was der Gesundheit sehr zuträglich sei. Ihr Schlafzimmer sei dazu sehr bequem eingerichtet, weil über einer Treppe gelegen, die in den Park hinabführe. Wiederholt sagte sie zu mir: „„Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit Sir John begnügen."" Sie erzählte mir auch, daß Sir Sidney Smith bei ihr geschlafen hätte und daß sie glaube, alle Männer schliefen gerne bei Frauen, Sir Sidney aber mehr als jeder andere."

Man muß gestehen, es war dies eine Anklage der Prinzessin auf Ehebruch und folglich auf Hochverrath in bester Form. Es fehlte nur die Erweisung derselben, aber damit haperte es gewaltig. Die vier Lords verhörten das Gesinde der Prinzessin, allein wenngleich stark zu vermuthen ist, daß mehrere ihrer Diener als Spione in ihre Nähe gebracht worden und zu belastenden Aussagen bereit waren, so konnte doch kein wirklich überführender Beweis beigebracht werden. Ein Lakai, Robert Bigwood, gab an, daß er mittels eines Spiegels gesehen, wie die Prinzessin den Captain Manby küsste; ein anderer, William Cole, daß er den Admiral Smith sehr vertraut neben der Prinzessin auf dem Sopha sitzen gesehen habe. Allein sämmtliche übrigen Diener und Dienerinnen der Prinzessin traten ganz entschieden als Entlastungszeugen auf und durch eidlich bekräftigte Zeugnisse ward festgestellt, daß der Knabe Billy wirklich der Sohn des Schiffszimmermanns Austin und seiner Frau Sophie sei.

Der ganze Anschlag fiel demnach ins Wasser. Die Prinzessin hatte den nachmaligen Minister Perceval und den nachmaligen Lordkanzler Eldon, welche beide in späterer Zeit ihre frühere Klientin schmählich im Stiche ließen, zu Rechtsbeiständen gewählt und in der von diesen Herren

entworfenen Vertheidigungsſchrift wurde die Denunciation von Mylady Douglas nach Gebühr gebrandmarkt Perceval hatte außerdem auf Anregung der Prinzeſſin über die Verhandlung ein Buch verfaſſt, in welchem das ganze Verhältniß der Angeſchuldigten zu ihrem Gemahl dargelegt war; allein da er Miniſter werden wollte und es kurz darauf wirklich ward, ließ er ſich, um dem Hof gefällig zu ſein, beſtimmen, die Veröffentlichung der Schrift zu unterlaſſen. Die vier Lords Unterſuchungskommiſſäre erklärten ſich von der Unſchuld der Prinzeſſin völlig überzeugt und gaben am 25. Januar 1807 ein dahin lautendes Verdikt, worauf der König, die Brüder des Prinzen von Wales und die Prinzeſſinnen Staatsbeſuche in Montague-houſe abſtatteten.

So war die arme Karoline rehabilitirt, aber dieſe Rehabilitation machte die Abneigung und den Haß, welche ihr Gemahl und ihre Schwiegermutter gegen ſie hegten, nur noch intenſiver. Während der peinlichen Unterſuchung, welcher ſie unterworfen worden, hatte ſie auch den ſchrecklichen Ausgang ihres Vaters zu betrauern gehabt. In der Verbitterung, in welche alle dieſe Erlebniſſe ſie ſtürzten, ward es ihr zu einem Troſte, daß ihre verwitwete Mutter nach England zog, um in Blackheath bei ihr zu leben. Einen andern Troſt konnte es ihr gewähren, daß ganz in dem Maße, in welchem ihr Gemahl bei dem engliſchen Volk in Ungunſt und Verachtung ſank, die Volksſympathie für ihre Perſon ſich erhöhte. Aber freilich, ſie ſollte nicht ſterben, ohne erfahren zu haben, wie ſchwankend und veränderlich die Stimme der urtheilsloſen Menge iſt.

Im übrigen drängt ſich jedem die Frage auf: War die Ausſage der Lady Douglas wirklich durchaus falſch und von A bis Z erfunden? Doch wohl kaum. Alles zuſammengehalten, ſind wir der Anſicht, die Prinzeſſin könne ſich gar wohl gegen Mylady mit Unbeſonnenheiten und Phantaſtereien herausgelaſſen haben, welche dann die Frau Generalin als bare Münze in Umlauf ſetzte. Es gibt einen allerdings ſehr gemeinen Volksausdruck, welcher aber, wie mir ſcheint,

das Weſen der Prinzeſſin zur Blindekuhſpielzeit von Blackheath ganz vortrefflich bezeichnet. Leider iſt derſelbe unſchreibbar und auch nicht einmal anzudeuten.

5.

Der erſte Sturm war alſo abgeſchlagen. Aber derartige Stürme hinterlaſſen auch bei den Siegern unvertilgbare Narbenſpuren. Es war doch etwas an der armen Karoline hängen geblieben. Der König zwar hielt treu an ſeiner Schwiegertochter, aber ſonſt war und blieb ſie bei Hofe verfemt, und was man mittels eines Keulenſchlags nicht erreicht hatte, trachtete man jetzt mittels Nadelſtichen zu erreichen. Die Prinzeſſin konnte das ſchon etliche Monate nach dem Schluſſe der Unterſuchung deutlich erkennen: — der König hatte zur Feier ihres Geburtstages die ganze königliche Familie nach St. James eingeladen; aber niemand erſchien und Karoline befand ſich den ganzen Tag mit ihrem Schwiegervater allein. Nachdem dieſer ihr Beſchützer i. J. 1810 völligem Wahnſinn verfallen und der Prinz von Wales Prinz-Regent geworden war, mehrten ſich die Neckereien und Verfolgungen gegen die Prinzeſſin in jeder Weiſe und ihre Stellung ward um ſo bedenklicher, da ihr Verhältniß zu dem Gemahl ein Motiv des politiſchen Parteitreibens geworden. Von den Perceval und Eldon ſchnöde verlaſſen, hatte ſich Karoline den Whigs zugewandt und die Grey, Withbread und Brougham wurden jetzt ihre Berather und Sachwalter. Daß ſich auch dieſe Herren um die Perſon der Prinzeſſin wenig kümmerten, ſondern ſie nur als einen Hebel ihrer Politik ſchätzten, iſt ſicher; jedoch muß zugeſtanden werden, daß namentlich Henry Brougham in Führung von Karoline's Sache ſein ganzes Genie als Politiker, Schriftſteller und Redner aufgeboten

hat. Bekanntlich begründete er eben hierdurch ſeinen Ruf und ſeine ſtaatsmänniſche Geltung.

Die Nadelſtiche prickelten unaufhörlich und drangen auch nicht ſelten tief in die Seele der Prinzeſſin. Man hatte ihr die Tochter entzogen, man ſuchte ihr Zuſammenkommen mit derſelben immer entſchiedener zu erſchweren und zuletzt ganz zu hindern. Das war mehr als Fleiſch und Blut einer Mutter ertragen konnte. Sie wandte ſich in einem würdig gehaltenen und meiſterhaft geſchriebenen, wahrſcheinlich von Brougham verfaſſten oder wenigſtens eingegebenen Schreiben beſchwerend an den Prinz-Regenten. Als die Antwort lange auf ſich warten ließ, veröffentlichte die Prinzeſſin ihren Brief im Morning-Chronicle vom 9. Februar 1813. Hierauf erklärte der Premier Mylord Liverpool im Namen des Prinz-Regenten, die Beſuche der Prinzeſſin bei ihrer Tochter müſſten in Zukunft ganz unterbleiben, und zugleich wurden vonſeiten der Regierung die Unterſuchungsakten von 1806 ins Publikum gebracht. Auf dieſe Veröffentlichung antworteten die Freunde der Prinzeſſin dadurch, daß ſie das oben erwähnte famöſe „Buch“ von 1806 bekannt machten. Auch in den beiden Häuſern des Parlaments ward über die Sache hin- und hergeſtritten. Der unerhörte öffentliche, ja amtliche Skandalkrieg zwiſchen dem Regenten von Großbritannien und ſeiner Frau war demnach im ſchönſten Zuge.

Es ſieht halb einem Wunder gleich und ſpricht doch wieder ſehr für die arme Karoline, daß ihre jetzt herangewachſene Tochter Charlotte durch keinerlei Künſte der Mutter ſich abſpenſtig machen ließ. Das junge Mädchen, deſſen Verſtandes- und Charakterſtärke die frohe Hoffnung erweckte, ſie werde dereinſt als Königin von England eine zweite Eliſabeth ſein, bezeigte den Feinden ſeiner Mutter offenſte Abneigung. Ihre Großmutter von väterlicher Seite, die Königin, war der jungen Prinzeſſin, wie ſie ſagte, „zuwider wie Schöpſenfleiſch“. Was ſie von ihrem Vater hielt, bezeugt der Umſtand, daß ſie Bedenken trug, ſeinen Einladungen nach Brighton zu entſprechen, weil der Aufent-

halt im Pavillon „ihrem Rufe nachtheilig sein könnte“. Als im März 1813 ihre Großmutter von mütterlicher Seite, die Herzogin von Braunschweig, zu Blackheath gestorben war, ertrotzte die Prinzessin Charlotte die Erlaubniß, ihrer Mutter einen Beileidsbesuch machen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit war es, daß die Prinzessin von Wales, als ihre Tochter vermittelnd und tröstend sich äußerte, ihrer unsäglichen Verbitterung Luft machte, indem sie ein Glas Wein über das Tafeltuch hinschüttend, sagte: „Eher wird dieser ausgegossene Wein wieder in die Flasche zurückfließen, als ich meine Gesinnung gegen die ändere, welche mich so schimpflich und niederträchtig verleumdet haben.“

Die Königin Sophie und der Prinz-Regent verfehlten nicht, auch ihre Gesinnung gegen die Verstoßene bei jeder Gelegenheit zu manifestiren. Nachdem die Prinzessin Charlotte an ihrem achtzehnten Geburtstag mündig erklärt worden war, sollte ihre feierliche Vorstellung bei Hofe erfolgen. Natürlich wollte sie, wie das recht und billig, nur von ihrer Mutter sich vorstellen lassen. Das schlug man ihr ab und so unterblieb die ganze Ceremonie. Als nach dem ersten pariser Frieden der Besuch des Zars Alexander und des Königs von Preußen in England angekündigt wurde, schrieb die Königin Sophie Namens ihres Sohnes unterm 23. Mai 1814 ihrer Schwiegertochter einen Brief, welcher für diese die Weisung enthielt, während des Aufenthalts der fremden Monarchen in England vom Hofe sich fernzuhalten. Außer sich über diese Beschimpfung, wandte sich die Prinzessin klagend an das Parlament; allein dieses fand, obgleich in beiden Häusern warme Fürsprecher für Karoline auftraten, daß es nicht seines Amtes sei, in dieser „Frage der Etikette“ zu interveniren. Zugleich votirte es jedoch bei diesem Anlaß der Prinzessin eine jährliche Apanage von 50,000 Pfund, wovon sie aber nur 35,000 Pfund annehmen zu wollen erklärte. Ihr Einkommen war ohnehin durch das ihr vonseiten ihrer Mutter zugefallene Erbe ein sehr bedeutendes geworden.

Die zuletzt erfahrene Kränkung brachte aber das Gefäß

zum überſchäumen. Die Prinzeſſin hatte ſich ſchon lange mit dem verhängnißvollen Gedanken getragen, nach dem Feſtlande zu reiſen. Jetzt, nachdem man ſie angeſichts von ganz England und der fremden Monarchen recht ausdrücklich als eine Unwürdige und Verſtoßene behandelt hatte, wollte ſie nicht länger in einem Lande leben, deſſen Boden ihr unter den Füßen brannte. Am 9. Auguſt 1814 ſchiffte ſie ſich mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch ihr Adoptivſohn Billy Auſtin, an Bord der Fregatte Jaſon zu Worthing ein, um über Hamburg zunächſt nach Braunſchweig zu gehen. Der Prinz-Regent athmete fröhlich auf: er glaubte ſich für immer von der verhaſſten Gattin erlöſ't und befreit. Aber er täuſchte ſich und ſollte eines Tages erfahren, wie wahr der griechiſche Tragiker geſprochen, als er ſagte: „Das Unbezähmbarſte iſt das Weib". Zwei Jahre nach der Abreiſe der Prinzeſſin wurde ihre Tochter Charlotte, ohne daß man die Mutter zu Rathe gezogen oder auch nur benachrichtigt hätte, mit dem Prinzen Leopold von Sachſen-Koburg, nachmaligem König der Belgier, verheiratet.

Ich habe vorhin von einem überſchäumenden Gefäße geſprochen und zwar nicht ohne Abſicht. Denn, die Wahrheit zu ſagen, die arme Karoline glich, ſowie ſie England verlaſſen hatte, nur allzu ſehr einem Gefäß, welches lange am Feuer geſtanden und deſſen ſiedender Inhalt überwallt, ſobald man den niederpreſſenden Deckel entfernt. Seltſam, dieſe Frau war jetzt ſechsundvierzigjährig und folglich in einem Alter, wo ſonſt naturgemäßer Weiſe der Hochſommer der Leidenſchaft bereits in den Herbſt matronenhafter Reſignation übergegangen iſt. Hier war das nun keineswegs der Fall. Die Prinzeſſin ſchien jetzt erſt recht austoben und für allen Zwang, für alle Unterdrückung und Kränkung, die ſie erfahren hatte, ſich entſchädigen zu wollen. Sie entfaltete während ihres Aufenthaltes in Deutſchland, Italien, Griechenland und in der Levante den ganzen Freiheits- und Vergnügungsdurſt eines jungen heißblütigen Mädchens, welches, aus einer klöſterlichen Penſion entronnen,

plötzlich völlig sich selbst überlassen ist und die Mittel besitzt, allen seinen Launen gerecht zu werden. Aber die Prinzessin bedachte nicht, daß auch in der Fremde jeder ihrer Tritte und Schritte von einem argusäugigen Haß überwacht würde. Es ist verbürgt, daß der Prinz-Regent bereits i. J. 1817 geäußert hat: „Mein Urahn Georg der Erste sperrte seine Gemahlin in ein hannover'sches Schloß ein und weßhalb sollte ich nicht das Gleiche thun?" Er dachte auch schon damals alles Ernstes an eine förmliche Scheidung von seiner Frau und war eifrigst bemüht, Beweise zu sammeln, daß ihre Aufführung ihm gewichtigen Grund dazu gäbe. Zu diesem Zwecke ward, namentlich unter Vermittelung des bekannten hocharistokratischen hannover'schen Grafen Ernst Friedrich Herbert von Münster, welcher als dirigirender Minister des neugeschaffenen Königreichs Hannover dem Prinzen zur Seite war, eine Spionage organisirt, welche die reisende Prinzessin überallhin verfolgte und unter deren infamen Praktiken die Auskundschaftung der Schlafzimmer-, Bett- und Bettwäschemysterien obenanstand.

Karoline war am 18. August 1814 unter ihrem väterlichen Dache zu Braunschweig eingetroffen, wo jetzt ihr Bruder Wilhelm, dem zehn Monate nachher am Vorabend von Waterloo ein ruhmvoller Tod beschieden sein sollte, als Herzog waltete. Der bis zur Abenteuerlichkeit phantastische An- und Aufzug der Prinzessin und ihr tolllustiges Benehmen fielen den guten Braunschweigern nicht wenig auf. Aber noch bedenklicher sah ihr englisches Gefolge dazu. So bedenklich, daß binnen wenigen Monaten alle die englischen Herren und Damen in ihrem Dienste, die beiden Ladies Lindsay und Forbes, sowie alle die Kammerherren und Stallmeister unter verschiedenen Vorwänden sich verloren. Am längsten hielt ihr Arzt Holland bei der Prinzessin aus, aber auch dieser verließ sie im folgenden Jahre. Ein mißliches Ding! Denn das Weggehen der Engländer warf schon an und für sich einen Schatten auf das Benehmen Karoline's und außerdem wurde der Umstand, daß sie genöthigt war, sich mit lauter fremder

Dienerſchaft zu umgeben, in jeder Weiſe zu ihrem Nachtheil ausgebeutet. Sie ſelbſt kümmerte ſich freilich ganz und gar nicht darum. Im Gegentheil, ſie mag froh geweſen ſein, von den „langen“ und „langweiligen“ engliſchen Geſichtern gänzlich ſich befreit zu ſehen.

Sie ging über Frankfurt und Straßburg nach der Schweiz und im Oktober von Genf nach Mailand. Ein verhängnißvoller Ort für die Prinzeſſin! Denn hier nahm ſie den Italiener Bartolomeo Bergami, welcher bei dem öſtreichiſchen General Pino gedient hatte, als Kurier in ihre Dienſte. Die Gunſt, in welche dieſer Menſch binnen kurzer Zeit bei der Prinzeſſin kam, war in der That erſtaunend. Sie machte ihn zu ihrem beſtändigen Begleiter, zu ihrem Kammerherrn und Oberhofmeiſter, verſchaffte ihm verſchiedene Orden und den ſiciliſchen Barons-titel. Seine Schweſter, die als Conteſſa Oldi bezeichnet wird, ernannte ſie zu ihrer Hofdame; auch belud ſie ſich mit einem Töchterlein Bergami's, welches Vittorina hieß. Das war des Wohlthuns doch wohl zu viel, ſehr zu viel. Das ganze Gebaren der übelberathenen Prinzeſſin mit dem Signor Bartolomeo war darnach angethan, als hätte ſie es recht eigentlich darauf angelegt, das entrüſtete Pfui! der engliſchen Faſhion und Delicacy herauszufordern. Man muß geſtehen, ſie hätte kaum mehr thun können, um ſich als die darzuſtellen, für welche ihr Gemahl ſie angeſehen wiſſen wollte. Der Schein war ganz gegen ſie. Dies iſt hiſtoriſche Wahrheit. Wie weit aber ihre wirkliche Verſchuldung ging, das dürfte wohl geſchichtlich nie zu erweiſen ſein.

Im November 1814 befand ſich die Prinzeſſin in Rom und Neapel, an welchem letztern Orte ſie der König Murat, deſſen Abenteurerkönigthum bald zu Ende ging, trotz der gehäſſigen Abmahnung vonſeiten des engliſchen Geſandten mit außerordentlicher Artigkeit aufnahm. Zu Oſtern 1815 war ſie wieder in Rom, ging dann nach Oberitalien zurück, beſuchte Venedig, bereiſ'te den Gotthard und die lombardiſchen Seen und kaufte am Comer See

die Villa d'Este, wo sie sich einen luxuriös-phantastischen Haushalt einrichtete. Im Spätherbste schiffte sie über Elba nach Sicilien, von da nach Tunis, von dort nach Athen und Konstantinopel, von wo sie nach Ephesus und Jerusalem ging. Im September 1816 kam sie wieder auf ihr Landhaus am See von Como zurück und kaufte für den theuren Signor Bartolomeo in der Nähe von Mailand eine Villa, welche den Namen Villa Bergami oder La Barona erhielt. Im Frühjahr 1817 machte die Prinzessin eine Fahrt durch's Tirol nach Süddeutschland, wo sie den Hof von Karlsruhe besuchte.

Hier lebte damals als preußischer Geschäftsträger, wie er in seinen Denkwürdigkeiten mit unendlicher Selbstgefälligkeit erzählt hat, Herr Varnhagen von Ense, ein sauber gebürsteter, diplomatisch stilisirter und korrekt gefältelter Mann, welcher nachmals in alten Tagen im Liberalismus zu machen suchte, dabei aber doch kindlich beglückt war, wenn es ihm gelang, zeitweise einen gnädigen Blick des Herrn von Metternich zu ergattern. Herr Varnhagen sah den Signor Bartolomeo, dessen Name drei Jahre nachher in ganz Europa be- und verrufen war, und schrieb in seine Memorabilien: „Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich mir ihn als Vordermann; bei Tisch ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel und auf seinem Säbel die Porträts der murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter und wird als solcher auch dafür geehrt." Varnhagen berichtet dann, daß nach der Abreise der Prinzessin von Karlsruhe der hannover'sche Gesandte daselbst, Freiherr von Reden, auf Graf Münsters Veranlassung in dem Gasthofe, wo Karoline gewohnt hatte, durch Kellner und Zimmermädchen unnennbare Schlafzimmerforschungen habe anstellen lassen.

Nach Italien zurückgegangen, lebte ſie daſelbſt bis zum Jahre 1820 abwechſelnd in Rom, Peſaro und auf den Villen d'Eſte und Bergami. Ihr widerfuhr im Spätherbſte 1817 das tiefe, mit ſchwerer Demüthigung verſetzte Leid, aus den Zeitungen erfahren zu müſſen, daß ihre Tochter Charlotte nach der Geburt eines todten Knaben am 6. November geſtorben ſei. Man hatte abſichtlich unterlaſſen, der Mutter den Tod der Tochter amtlich anzeigen zu laſſen, — den Tod dieſer Tochter, welche freilich ein Jahr zuvor zum Freiherrn Chriſtian Friedrich von Stockmar („Denkwürdigkeiten", S. 60) das ſchreckliche Wort geſprochen hatte: „Meine Mutter war ſchlecht; aber ſie wäre nicht ſo ſchlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel ſchlechter geweſen wäre." Beſtürmt von Kummer und Entrüſtung, wollte ſie ſofort nach England zurück. Wie es ſcheint, hat ihr Rathgeber Brougham, welcher ſie das Jahr zuvor in der Villa d'Eſte beſucht hatte, ſie vermocht, ihre Rückkehr nach England noch bis zum Tode Georgs des Dritten aufzuſchieben. Kaum war demnach der alte wahnſinnige König am 29. Januar 1820 zu Windſor verſchieden, als Brougham den alten treuen Haushofmeiſter der Prinzeſſin, John Sikkard, mit dieſer Botſchaft an ſie abſchickte. Sofort ſchrieb die Königin, denn das war Karoline zur Stunde von rechtswegen, daß ſie nach England heimkehren werde.

Wüthend darüber und entſchloſſen, zu zeigen, daß er ſie nie und nimmermehr als ſeine königliche Gemahlin anerkennen wollte, befahl König Georg der Vierte dem Erzbiſchof von Canterbury, den Namen der Königin aus dem Kirchengebete zu ſtreichen. Der Lord Prälat gehorchte unweigerlich, wie das dem höchſten Würdenträger der gemäſtetſten und ſervilſten aller chriſtlichen Kirchen ganz gut anſtand. Als Gegendemonſtration ging ein ungeheures Brauſen und Schreien zu Gunſten der Königin im Volke los. „The Queen for ever!" wurde das Stichwort und die Loſung der Maſſen gegen den verhaſſten König, der ja ſchon als Prinz-Regent ſeit Jahren ſich in den Straßen

von London nicht hatte ſehen laſſen dürfen, ohne ausgeziſcht und angegrunzt zu werden und ohne zu riſkiren, daß ſeine Wagenfenſter mit Steinen und er ſelbſt mit Koth beworfen würde. Aber der Haß des Mannes war ſtärker als ſeine Furcht. Auf Veranſtaltung ſeiner Miniſter gingen Brougham und der Alderman Wood der Prinzeſſin entgegen, welche auf ihrer Reiſe nach England bereits in St. Omer eingetroffen war.

Der tapfere Signor Bartolomeo hatte ſich mit ſeinem bedenklichen Schnurr- und Backenbart, ſeinen Orden, ſeinem Kammerherrnſchlüſſel, ſeinem Säbel und ſeiner wohlgefüllten Börſe klüglich ſeitwärts geſchlagen, nicht „in die Büſche“ zwar wie Seume's Hurone, wohl aber nach Paris, wo er ſeine „Memoiren“ aufſetzen, drucken und der Ausgabe derſelben ſein Porträt und ein Facſimile ſeiner Handſchrift beigeben ließ, — letzteres zum überzeugenden Beweiſe, daß er nicht nur vortrefflich in der Reitkunſt, ſondern auch leidlich in der Schreibkunſt beſchlagen wäre.

Inzwiſchen ließ das engliſche Miniſterium durch die genannten Unterhändler zu St. Omer der Königin ein Abkommen vorſchlagen. Sie ſollte ein Jahrgehalt von 50,000 Pfund beziehen, aber daſſelbe im Auslande verzehren und auf den Titel einer Königin von England verzichten. Georg der Vierte und ſeine Miniſter hatten überſehen, daß ſich eine muthvolle Frau nicht ſo leicht erkaufen läſſt wie Parlamentsmitglieder. Zum äußerſten entſchloſſen, verwarf Karoline den Vorſchlag und erklärte, ſie wollte Königin ſein und heißen. Am 5. Juni 1820 landete ſie, mit Zurücklaſſung ihres ganzen italiſchen Gefolges, in Dover, deſſen Kommandant ihr die königlichen Ehren erwies. Am folgenden Tage brach ſie nach London auf. Ihre Fahrt dahin war ein völliger Triumphzug.

6.

An eben dieſem 6. Juni fuhr Georg der Vierte, der ſeine Partie ebenfalls genommen hatte, in großem Staate nach Weſtminiſter, um dem Parlament perſönlich ſeine Zuſtimmung zu der ihm von demſelben bewilligten Civilliſte zu erkennen zu geben. Ueberall auf ſeinem Zuge wurde er mit dem wüthenden Gebrülle: „The Queen for ever!“ begrüßt und die ſeine Karoſſe umgebenden Leibgarden hatten Mühe, ihn vor perſönlichen Beſchimpfungen zu ſchützen. Die Flut der Volksſtimmung ging hoch und wild gegen den König und für die Königin. Aber die Miniſter hatten die beſtimmteſten Verhaltungsbefehle und kamen denſelben nach. Um die fünfte Abendſtunde erſchien Mylord Liverpool, der Premier, im Hauſe der Lords und brachte eine königliche Botſchaft, welche den Peers von Großbritannien empfahl, ihre Aufmerkſamkeit auf den „grünen Beutel“ zu richten, in welchem „gewiſſe, das Betragen der Königin außerhalb Landes betreffende Aktenſtücke“ geſammelt ſeien.

In dieſem Augenblicke, wo das Oberhaus dieſe Aktenſtücke einer geheimen Kommiſſion zur Prüfung zu überweiſen beſchloß, ertönten vom Weſtend her die Freudenſchüſſe und das Glockengeläute, womit die Königin bei ihrem Einzug daſelbſt bewillkommt wurde. Ein unermeſſliches Hurrah ſtieg mehrere Tage lang ihr zu Ehren in die Lüfte, mehrere Nächte hindurch fanden Illuminationen ſtatt, Lordmayor und Aldermen der City begrüßten die Heimgekehrte, aus dem Lande gelangten zahlreiche Begrüßungsadreſſen an ſie herein und zum Gegenſatze wurden den beiden leitenden Miniſtern, Liverpool und Caſtlereagh, die Fenſter eingeworfen und konnte Carltonhouſe, die Stadtwohnung des Königs, nur mühſam vor einem Angriff des „Mob“ geſchützt werden.

Die Lage war in Wahrheit eine drohende. Das Land hatte in den Kriegen gegen Napoleon ſo ungeheure Anſtrengungen gemacht, daß unmittelbar darauf Ermattung

und Erschöpfung naturgemäß hatten eintreten müssen. Der Steuerdruck war furchtbar, Industrie und Handel erlagen einer zeitweiligen Lähmung, die Massen hungerten. Der König und seine Minister, die Castlereagh und Liverpool, Gegenstände tiefster Erbitterung vonseiten des Volkes. Die vornehme Gesellschaft von totaler Sittenverderbniß durchfäult und von giftigem Parteitreiben zerrissen. Der öffentlichen Verstimmung der Nation über das herrschende System geheime Komplotte von verzweifeltem Charakter zugesellt. Und nun in dieses wüste Wirrsal, zur Vermehrung desselben, noch das beispiellose, weil mit schamlosester Oeffentlichkeit betriebene Skandal der Procedur geworfen, welcher ein achtundfünfzigjähriger Monarch seine zweiundfünfzigjährige Gemahlin unterwarf. Wohl hatte Mylady Charlotte Campbell recht, damals in ihr Diary zu schreiben: „Man kann nur sagen, daß die Kloaken nach Unflat durchwühlt worden sein müssen, um einen bösen Feind, dem die Hochsinnigkeit des englischen Volkes verhasst war, anzueifern, Ebenbilder der Männer zu formen, welche zu dieser Zeit im Besitze der Macht waren, und daß er in ihrem Namen ein Verfahren gestattete, welches nach Gebühr zu kennzeichnen die englische Sprache kein ausreichend schwarzes Eigenschaftswort besitzt.“ Allein Georg der Vierte wusste wohl, daß es vom Grunzen und Schreien des Volkes bis zu einer Revolution unermesslich weit sei, und da ihm seine Minister zu Willen waren, so beschloß er, der ja an Ehre, Ruf und Achtung ohnehin nicht ein Atom mehr zu verlieren hatte, seinem Hasse Genüge zu thun, selbst auf die Gefahr hin, dem Königthum eine der tiefsten Wunden zu schlagen, welche dasselbe jemals empfangen. Das ist ja das Unglück der Könige, daß sie selten oder nie die rechten Werkzeuge, das Gute und Rechte zu thun, zu finden verstehen, stets aber bereitwillige, das Schlechte, Verkehrte und Verbrecherische in Ausführung zu bringen.

Während die Königin, aus den Beweisen ihrer Popularität den Muth schöpfend, nicht zu wanken oder zu weichen, sich in Brandenbourghouse einrichtete, drang Lord

Liverpool beim Parlamente darauf, die angeregte Unterſuchung gegen ſie durch eine geheime Kommiſſion führen und abmachen zu laſſen. Dagegen legte Brougham Namens der Königin Proteſt ein und beſtand auf einem öffentlichen Verfahren, vielleicht in der Erwartung, daß ſich der König doch ſcheuen werde, die ganze Sache der Oeffentlichkeit anheimzugeben. Allein am 6. Juli brachte der Premier im Oberhauſe gegen die Königin eine förmliche Straf- und Bußbill (Pains and Penalties Bill) ein, welche darauf abzweckte, die Angeklagte ihrer Rechte als Königin verluſtig und ihre Ehe als aufgelöſ't zu erklären, „dieweil ſie mit einem ſicheren Bartolomeo Bergami in verbrecheriſchen Verhältniſſen gelebt". Ihre Aufführung wurde in dem Vortrage von Lord Liverpool als eine „ärgerliche, ſchändliche und laſterhafte" bezeichnet. Man hatte alſo das Parlament zum Richter der Königin beſtellt und in Benützung eines im parlamentariſchen Brauche begründeten Vortheils die Sache zuerſt an das Haus der Lords gebracht, weil man in demſelben einer Majorität ſicher war. War die Bill erſt von den Lords genehmigt, ſo hoffte man ſie, geſtützt auf dieſes Präcedens, wohl auch durch das Unterhaus zu bringen.

Das ganze Verfahren war von Anfang an ſchmählich und gewaltſam. Man verweigerte der angeklagten Königin die im gemeinen engliſchen Recht begründete „Rekrimination", man verſagte ihr die Mittheilung der Liſte von Zeugen, welche gegen ſie auftreten ſollten, und ebenſo die Angabe der Orte, wo ſie die Handlungen, der man ſie beſchuldigte, begangen haben ſollte. Zum letztenmal wandte ſie ſich an die Perſon ihres Gemahls mittels eines Schreibens, in welchem man den Meiſterſtil Broughams unſchwer erkennt. Der Brief ſchloß mit den Worten: „Die Giftſchale und der Dolch des Meuchelmörders ſind edlere Mittel, den Geguer zu verderben, als Meineide und beſtochene Gerichte; ſie ſind weniger grauſam, denn ſie nehmen nur das Leben, nicht die Ehre. Wenn mein Tod Ihre Ruhe hätte ſichern können, ich würde ihn nicht geſcheut haben, unter der Bedingung, daß man mir einen Platz neben dem Staube meiner Tochter

vergönnte. Aber da Sie mich mit Schande bedeckt ins Grab stürzen wollen, so werde ich mich ihren Angriffen mit allen Kräften widersetzen, die mir Gott verleihen wird." Diese edle Beschwörung blieb unbeantwortet und ohne Wirkung.

Da die von den Lords am 6. Juli bestellte Kommission erklärt hatte, eine Untersuchung sei nothwendig „gleichermaßen für die Würde der Krone wie für das moralische Gefühl des Landes", — (eine wunderliche Manier fürwahr, jene Würde und dieses Gefühl zu fördern!) [1] — so setzte es der Premier gegen allen Rechtsbrauch durch, daß die erste Lesung der Strafbill schon auf den 17. August anberaumt wurde, als hätte man es der Königin schlechterdings unmöglich machen wollen, aus dem Ausland Entlastungszeugen herbeizubringen. Für die rechtzeitige Beibringung der Belastungszeugen dagegen hatte man umsichtig gesorgt. Schon von der Stunde an, wo die Königin ihren Entschluß, nach England zu kommen, zu erkennen gegeben, war die ganze Bande dieser Zeugen zusammengebracht, reichlich beköstigt und besoldet, sowie sorgsam instruirt worden.

Das Haus der Lords bot an dem Tage, wo die Königin vor ihren Richtern erscheinen sollte, einen imposanten Anblick dar. Die alte Halle, ausgeziert mit den Tapeten, welche den Sieg über die spanische Armada darstellten, war gedrängt voll. An der Schranke (Bar) war eine Loge für die Königin hergerichtet mit einem elfenbeinernen, purpurbedeckten Lehnstuhl. Der Loge zur Seite ein Platz für Mr. Brougham und Mr. Denman, die Anwälte der Angeklagten. In der Mitte des Hauses der Ministertisch und darauf der berüchtigte „grüne Beutel". Der Lordkanzler Eldon führte auf seinem mit Scharlach überzogenen Wollsack den Vorsitz. Zunächst um ihn die „Rechtslords" in ihren Amtstalaren und Amtsperücken. In demselben Kostüm an der Bar die Anwälte des Königs, der Attorney-General

1) Es charakterisirt das ganze Verfahren, daß unter den 14 Mitgliedern der erwähnten Kommission nicht weniger als 4 Mitglieder des Kabinetts waren. Der grüne Beutel wurde also theilweise von denselben Leuten untersucht, die ihn angefüllt hatten.

Sir Robert Gilford und der Solicitor-General Sir John Copley. Dreihundert und achtundſechzig Peers hatten auf den Namensaufruf geantwortet und füllten die Scharlachſitze des Amphitheaters. Hinter der Schranke ſah man die Mitglieder des Unterhauſes ſich drängen. Die miniſteriellen Lords hatten durch die Weſtminſter umwogenden Volksmaſſen gleichſam Spießruthen laufen müſſen. Ihre Kutſcher und Lakaien waren von der Menge gezwungen worden, mit abgezogenen Hüten: „Es lebe die Königin!“ zu rufen. Die Ankunft der Miniſter hatte ein furchtbares Gegrunze begleitet. Auch der Herzog von Wellington war in aller Form ausgepfiffen worden, zu nicht geringer Ueberraſchung Sr. Herrlichkeit.

Ein unerhörtes Hurrahgeſchrei durchbrauſ'te Pall Mall, als die Königin in ihrem ſechsſpännigen Staatswagen heranfuhr. Neben ihr war ihre Ehrendame Lady Anna Hamilton [1]). Auf ihrem ganzen Wege winkten und wehten ihr

---

1) Nicht etwa zu verwechſeln mit einer andern, ſehr berüchtigten Lady Hamilton, welche als Maitreſſe Nelſons den von Abukir nach Neapel gekommenen Seehelden daſelbſt zu den bekannten, ſeinen Ruhm ſo ſehr bemakelnden Abſcheulichkeiten verführte. „Dieſe Frau — erzählt Colletta in ſeiner klaſſiſchen Storia del reame di Napoli — eine geborene Emma Lyſon, deren Mutter arm, deren Vater unbekannt war, lebte in ſo dürftigen Verhältniſſen, daß man nicht einmal ihre Heimat kennt, außer daß ſie in der Grafſchaft Wales in England geboren iſt. Als ſie erwachſen war, zeichnete ſie ſich durch ihre Schönheit aus. Allein ſich ſelbſt überlaſſen, arm, umgeben von verdorbenen Sitten, führte ſie einen unordentlichen und verworfenen Lebenswandel bis zum Alter von ſechszehn Jahren. Hierauf kam ſie in den Beſitz eines gewiſſen Graham, welcher ſie in dem von ihm erfundenen Apollobette nackt und nur mit einem durchſichtigen Schleier bedeckt als Göttin Hygieia ſehen ließ. Hundert Künſtler malten ihre herrlichen Formen zum Studium oder zum Vergnügen. Romney, ein berühmter Maler, ſtellte ſie als Venus, Kleopatra und Phryne, andere ſtellten ſie als Bakchantin, Leda, Thalia und büßende Magdalena dar. In dieſe Schönheit verliebte ſich Karl Greville aus der edlen Familie Warwick. Als dieſer ſeine hohe Stelle und ſein bedeutendes Vermögen verloren hatte, kam Emma nach Neapel, um ſeinen Oheim, den dortigen engliſchen Geſandten Sir William Hamilton zu bitten, den Neffen mit Geld zu unterſtützen und ihm zu erlauben, ſie zu heiraten. Der alte Oheim,

die Frauen aus allen Fenstern mit weißen Tüchern und Bändern zu und aus den Volksmassen, die ihren Wagen umdrängten, stiegen unaufhörlich die Rufe auf: „Die Königin für immer! Die Königin oder den Tod!“ Sie konnte nur langsam vorwärts kommen. Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über den Scheitel gebreitet, trat sie um halb elf Uhr Vormittags in ihre Loge. Die Lords erhoben sich beim Eintritte der Königin, setzten sich dann wieder und stülpten die Hüte auf den Kopf, wie das in beiden Häusern des englischen Parlaments gentlemanlike war und ist.

Was für Gefühle die arme Karoline bestürmt haben mögen, als sie so vor dem stolzesten Senate der Erde dasaß? Dasaß auf einer Anklagebank von Elfenbein mit Purpurpolstern, aber doch immer auf einer Anklagebank, sie, die Matrone mit schon ergrautem Haar, angeschuldigt eines Gebarens, welches nur heißblütige Jugend erklärlich und verzeihlich machen kann! Ob sie sich zu dieser Stunde eingestand, daß es der Tochter eines Herzogs, der Frau des Thronerben von Großbritannien nicht wohl angestanden,

---

voll Staunen über eine solche noch nie gesehene Schönheit, bewilligte dem Neffen einen Theil seiner Bitte um den Preis des andern Theils, bezahlte dessen Schulden, behielt aber das Mädchen bei sich. Er heiratete sie i. J. 1791, nachdem sie den Namen Miß Harte angenommen hatte. So wurde Emma Mylady und Gemahlin eines Gesandten, vergaß ihren Stand, aber nicht ihren frühern Lebenswandel, nahm eine neue Haltung an und wusste sie zu behaupten, wie wenn sie ihr angeboren und natürlich wäre. Als Lord Nelson sich närrisch in sie verliebt zeigte, ließ die schlaue Königin Karoline von Neapel, welche bis dahin die Lady mit dem Stolze einer Königin gegenüber einer Abenteurerin behandelt hatte, von ihrem Hochmuthe nach und suchte die Frau des Gesandten mit den festen Banden der Eitelkeit an sich zu knüpfen. Im Palaste, im Theater, bei den öffentlichen Spazierfahrten saß Emma an der Seite der Königin und oft theilte sie, eine für alle Arten von Wollust gemachte Schönheit, in den inneren Gemächern des Schlosses den Tisch, das Bad und das Bett mit ihr.“ — Nach dem Tode Nelsons, welchem sie eine Tochter geboren, fiel die verrufene Buhlerin in die wüste Lüderlichkeit ihrer Jugend zurück. Endlich starb sie in ziemlich ärmlichen Umständen i. J. 1815 zu Calais.

wie eine wilde Hummel durchs Leben zu ſurren? Wie aber Beſchämung, Reue und Entrüſtung wechſelnd in ihrer Bruſt wogen und ſtürmen mochten, ein Troſt war ihr ſicher: ſie wuſſte, daß der Segen der Oeffentlichkeit ſie vor Vergewaltigung behüten werde. Mochten ihr Gemahl und ſeine Miniſter das Schlimmſte an ihr thun, ſie hatten doch nicht die Macht, einen Spruch der Kabinettsjuſtiz gegen ſie zu fällen, wie Georg der Erſte gegen die arme Sophia Dorothea einen gefällt hatte, und hier auf dem Boden Englands reichten aller Haß, alle Wuth, alles Racheſchnauben eines Königs bei weitem nicht aus, ſeine Frau im Geheimen von den nämlichen Schurken anklagen, verhören und verurtheilen zu laſſen, wie das der unglücklichen Mathilde von Dänemark geſchehen war. Nein, die Ankläger Karoline's hatten nicht einmal die Macht, die Reporters der Zeitungen von den Verhandlungen auszuſchließen. Dort ſaßen ſie, ſeitwärts von der Barre, ſchnellfingrig und federfertig, bereit, ganz England, ganz Europa in ſtandzuſetzen, in dieſem Proceß mit zu Gerichte zu ſitzen.

Als das Haus zur Tagesfrage ſchritt, ſprachen nach einander die Lords Leiceſter, Carnarvon und Grey von verſchiedenen Standpunkten aus gegen die Inbetrachtnahme der Bill. Dann ward dem erſten Anwalt der Königin zugeſtanden, ſeine Einwendungen gegen die Rechtsgrundſätze der Bill vorzubringen. An die Schranke tretend eröffnete Brougham damit die Reihe ſeiner in dieſer Sache gehaltenen herrlichen Reden, die ihn als vierten Stern dem großen Dreigeſtirn engliſcher Beredſamkeit anfügten, das aus dem älteren Pitt, Sheridan und Fox zuſammengeſetzt war. Brougham that überzeugend dar, daß es ſich hier darum handelte, ein noch dazu rückwirkendes Ausnahme- und Gelegenheitsgeſetz zu machen. Dies widerſtreite allen engliſchen Rechtsprincipien und es ſei folglich das ganze Verfahren ungeſetzlich und unrechtmäßig. Mit ſchneidender Kühnheit fragte der Redner unter anderem die Miniſter: „Wie, ihr ſagt, die Würde der Krone und die Würde der Nation ſeien gefährdet, weil, wie eure Bill behauptet, eine

Frau aus der königlichen Familie sich eine ehebrecherische Aufführung zu schulden kommen ließ? Aber warum trat denn diese Gefährdung nicht ein, warum wurden keine Maßregeln dagegen ergriffen, als ein männliches Mitglied derselben königlichen Familie vor etlichen Jahren einen bewiesenen und eingestandenen Ehebruch beging?" Dem Herzog von York, einem Bruder des Königs, der in seiner Eigenschaft als Peer unter den Richtern seiner Schwägerin mitsaß, mochte es ziemlich schwül werden bei dieser Frage, mit welcher niemand gemeint war als er. Oder doch noch jemand? Ohne Zweifel, denn es ist klar, daß Brougham den Sack schlug und den Esel meinte, d. h. seinen Zuhörern hinter dem skandalhaften Lebenswandel des Herzogs von York den noch weit skandalhafteren des Königs zeigte . . .

An diesem Tage wurde nicht weiter vorgegangen. Am folgenden erhielt zuerst der zweite Anwalt der Königin Denman, das Wort und griff das Materielle der Bill mit scharfer Dialektik an. Unter vielem Treffenden brachte er auch eine höchst glückliche Vergleichung vor, indem er sagte: „Der ganze Inhalt der Bill erinnert schlagend an jene Scene einer allbekannten Komödie, wo jeder und jede dem Gerüchte ein Wörtchen hinzufügt, bis die letzte mit Achselzucken und gleichsam unfreiwillig das Wort Ehebruch! ausspricht" [1]). Auf die Aufführung der Königin seit ihrer Ankunft in England zurückgreifend wies der Redner nach, daß man nach den Aussagen glaubwürdiger und parteiloser Personen der Prinzessin von Wales nie etwas Schlimmeres habe nachsagen können, als daß sie leichtsinnig („flirting") gewesen sei und einen Hang zur Gefallsucht habe.

Die weitere Sitzung füllten Redegefechte zwischen den Anwälten der Krone und denen der Königin. In der Sitzung vom 19. August beantragte gleich zu Anfang Mylord King, das ganze Verfahren möchte als unnütz aufgegeben werden. Hiergegen erhob sich der Premier Liverpool

1) Ich brauche kaum zu sagen, daß die meisterhafte Komödie „The school for scandal" (die Lästerschule) von Sheridan gemeint ist.

und die Lords beſchloſſen auf ſeinen Antrag mit 181 Ja gegen 65 Nein die Fortführung der Procedur. Nun kam, aufgefordert vom Lordkanzler, der Attorney-General vor und entwickelte in dieſer und der nächſten Sitzung vom 21. Auguſt folgende Anklageakte:

„Mylords! Nur mit Schmerz erfülle ich die Pflicht, hier vor euch die Gründe und Thatſachen auseinander zu ſetzen, auf welche die Anklage gegen die Königin ſich ſtützt. Leider vermag ich hierbei nicht Details zu vermeiden, die jeden tugendhaften und wohlerzogenen Mann empören müſſen; aber die Zeit des Schweigens iſt vorbei und ich werde, wennſchon mich jedes Urtheils über das Betragen Ihrer Majeſtät enthaltend, das hier darlegen, was durch die beſtimmteſten Ausſagen der Zeugen zu beweiſen ich mich im ſtande fühle.

„Wie bekannt, reiſte die Königin im Jahre 1814 aus England fort. Am 9. Oktober deſſelben Jahres kam ſie in Mailand an, wo ſie als Kurier einen gewiſſen Bartolomeo Bergami in ihre Dienſte nahm, der damals gerade dienſtlos, früher aber als Kammerdiener bei dem General Pino geweſen war. Es war in den erſten vierzehn Tagen des Aufenthaltes der Königin in Mailand, als ſie den Bergami in ihre Dienſte nahm. Bereits am 8. November kam die Königin in Neapel an und folglich war damals Bergami höchſtens drei Wochen im Dienſte von Ihro Majeſtät. Wer könnte aber wohl glauben, daß in einer ſo kurzen Zeit ſich ſchon ein vertrautes Verhältniß zwiſchen einer Perſon von ſo hohem Range und einem Domeſtiken anknüpfen konnte! Und dennoch läßt es ſich durch Zeugen beweiſen, daß der ehebrecheriſche Umgang der Königin mit dem Bergami bereits am Abend des 9. November ſeinen Anfang nahm. Schon am Tage ihrer Ankunft in Neapel hatte die Königin befohlen, daß der Knabe, William Auſtin, nicht mehr wie bisher in ihrem Zimmer ſchlafen ſollte. Am Abend des 9. Novembers bemerkte eine der Kammerfrauen der Königin, daß dieſe bei ihrer Rückkehr aus der Oper ganz ungewöhnlich bewegt war. Unfern des Schlafkabinetts hatte ſie ein anderes

Kabinett, welches mit dem ihrigen in direkter Verbindung ſtand, einrichten und ein Bett hineinſetzen laſſen. Man glaubte, dieſes Gemach ſei für William Auſtin beſtimmt; aber keineswegs, Bergami erhielt es. Die Kammerfrau, welche wie gewöhnlich Ihro Majeſtät bedienen wollte, wurde zu ihrem großen Erſtaunen abgewieſen, verwunderte ſich aber noch mehr, als ſie am andern Morgen ſah, wie das Bett der Königin ungebraucht war, während das von Bergami aufs unverkennbarſte zeigte, daß es zwei Perſonen zum Lager gedient hatte.

„Dieſer einzige Umſtand würde ſchon vor einem Geſchworenengericht den Ehebruch außer Zweifel ſtellen; allein es iſt meine Pflicht, die weiteren Umſtände dieſes unſittlichen Lebenswandels in ein noch näheres Licht zu ſetzen. Obſchon Bergami noch immer bei der Tafel die Dienſte eines Domeſtiken verrichtete und auf der Reiſe die eines Kuriers, ſo bemerkten doch die andern Dienſtleute ſehr wohl die unſchickliche Vertraulichkeit, welche zwiſchen ihm und der Prinzeſſin herrſchte. Er frühſtückte z. B. mit ihr allein in ihrem Kabinette und man ſah ſie verſchiedentlich mit ihm auf der vor ihrem Hauſe befindlichen Terraſſe ſich ergehen und ihm den Arm geben. Bei einem großen Feſte, welches die Königin dem Murat und den Großen von Neapel gab, erſchien ſie unter verſchiedenen, für eine ehrbare Frau unſchicklichen Verkleidungen, und ſo oft ſie dieſe wechſelte, zog ſie ſich allein mit Bergami, ohne daß eine ihrer Kammerfrauen ihr folgen durfte, in das zum Umkleiden beſtimmte Kabinett zurück. Laſſen ſich aber ſolche Vertraulichkeiten einer Dame von hohem Stande gegen einen Diener anders erklären als durch die Vorausſetzung eines ehebrecheriſchen Lebens?

„Ich werde aber einen noch gewichtigeren Beweis aufſtellen. Bergami wurde durch das Ausſchlagen eines Pferdes verwundet und erhielt während ſeiner Krankheit die Erlaubniß, zu ſeiner Verpflegung einen ſeiner Bekannten ins Haus nehmen zu dürfen. Dieſer Menſch ſchlief nahe bei Bergami's Zimmer und hörte mehrmals die Königin, wenn

ſchon alles zur Ruhe war, vorſichtig und leiſe über den Korridor nach Bergami's Stube hinſchleichen. Er legte ſein Ohr an die Thüre und hörte nun genau, wie die Königin und Bergami ſich umarmten. (Bei dieſer Anführung ließ ſich durch die ganze Verſammlung der Ausdruck des Unwillens vernehmen; der Kläger, dies bemerkend, fuhr fort:) Ich fühle, daß die Details, zu welchen ich gezwungen bin, von einer Art ſind, daß ich in Gefahr komme, mir euren Unwillen zuzuziehen; aber ich muß Eure Herrlichkeiten bitten, nicht zu vergeſſen, daß es meine Pflicht iſt, klar, obſchon mit möglichſter Decenz, die Sachen, wie ſie ſind, darzulegen.

„Ihro Majeſtät die Königin blieb bis im März des folgenden Jahres in Neapel und ſetzte während dieſer ganzen Zeit ihren ehebrecheriſchen Umgang mit Bergami fort. Mehrere engliſche Damen aus ihrem Gefolge verließen ſie, ſelbſt ohne vielleicht einmal zu wiſſen, wie weit die Unſittlichkeit ihrer Aufführung ging. Eines Tages erſchien ſie auf einer öffentlichen Maſkerade im Theater San Carlo in einem ſo unanſtändigen Aufzuge, daß das Publikum ſie beleidigte und ſie ſich gezwungen ſah, ſich wegzubegeben. Von Neapel reiſte ſie nach Rom, Civitavecchia und Genua. Am Bord der von Captain Peachell geführten Fregatte Klorinde ſtand Bergami hinter ihrem Stuhle zu ihrer Bedienung; dennoch ging ihre Vertraulichkeit mit ihm ſoweit, daß man dieſelbe ſogleich in Genua bemerkte. Hier begleitete Bergami ſie öfters auf den Spaziergängen und fing überhaupt an, ſich ſeinen häuslichen Dienſten nach und nach zu entziehen. Seine Tochter, Namens Viktorine, ein Kind von zwei Jahren, wurde ins Haus genommen, und der Königin konnte nicht unbekannt bleiben, daß er verheiratet ſei. Durch Zeugen läßt ſich beweiſen, daß in Genua die Königin den Bergami ſtets in einem mit dem ihrigen in Verbindung ſtehenden Zimmer wohnen ließ, daß die Kammerfrauen alle Morgen das Bett der Königin ungebraucht fanden, ſo daß ſie nur die Decke deſſelben ein wenig wieder in Ordnung zu bringen hatten und daß ſich

in Bergami's Bette die unverkennbaren Spuren davon zeigten, daß zwei Personen darin übernachtet hatten. — — In Mailand, zu Ende des Monats Mai 1815, war die Königin von allen Engländern ihres Gefolges verlassen; sie nahm jetzt als Gesellschaftsdame die Gräfin Oldi, die Schwester Bergami's zu sich, während dieser immer noch ihr Kurier blieb. Die andern Dienstboten wussten nicht, daß die Gräfin Oldi Bergami's Schwester war. In Venedig, wohin sich die Königin begeben hatte, um ihre große Reise anzutreten, sah man sie eines Tages dem Bergami eine goldene Kette umhängen. Dieser aber, noch immer nichts weiter als Bedienter, nahm mit einem galanten Bezeigen die Kette wieder von seinem Halse ab und hing sie der Prinzessin um, die sie hierauf ihm noch einmal um den Nacken schlang. Beweisen solche Vertraulichkeiten mit einem Diener nicht das Verbrechen? In der Villa d'Ami bei Venedig schenkte die Königin dem Bergami einen Schlafrock von blauer Seide. Er hatte hier freien Zutritt in ihr Schlafgemach zu jeder Stunde.

„Ich muß hierbei bemerken, daß die Entartung der äußeren Seiten des Benehmens, welche die nothwendige Folge einer ungehörigen Aufführung ist, schon sehr sichtbar im Betragen der Königin wurde. So spielte sie z. B. öfters mit ihren Dienstleuten Karten; doch fing sie im November 1815 an, ihrem vertraulichen Verkehr mit Bergami eine Art von größerer Schicklichkeit zu verleihen, indem sie ihn zum Range ihres Kammerherrn erhob. Auf dem Schiffe Leviathan, mit welchem sie die Ueberfahrt nach Sicilien machte, spazierte sie häufig mit Bergami auf dem Verdecke umher, reichte ihm den Arm und gab ihm überhaupt viele Beweise ihrer Zuneigung. In Palermo nahm sie ihn sogar mit an den Hof. Er war in eine prachtvolle Husarenuniform gekleidet. In Messina, wo sie bis zum 6. Januar blieb, dauerten die gegenseitigen Vertraulichkeiten fort. Hier sahen sie ihre Kammerfrauen im tiefsten Negligé aus Bergami's Zimmer kommen und hörten, wie sie ihn mit

den zärtlichſten Benennungen, z. B. „mein Herz, mein Freund“ u. ſ. w. anſprach.

„Als Captain Peachell, der die Klorinde führte (auf welchem Schiffe die Königin ſich am 6. Januar einſchiffte), ſich weigerte, den Bergami mit an ſeinen Tiſch zu nehmen, fragte ihn die Königin um die Urſache und Peachell antwortete: „Weil er noch im vorigen Jahre hinter meinem Stuhle ſtand.“ Weit entfernt ſich über dieſe Antwort zu entrüſten, wie jede andere Frau gethan haben würde, ließ die Königin ſich eine beſondere Tafel beſorgen, an welcher ſie mit Bergami allein ſpeiſte. In Syrakus und in Catania ſah man die Königin im Negligé aus Bergami's Zimmer kommen, unter dem Arm ein Kopfkiſſen tragend, auf welchem ſie gewöhnlich zu ruhen pflegte. Hier verſchaffte ſie dem Bergami das Malteſerkreuz. Der Adel, welcher anfänglich der Königin ſeine Aufmerkſamkeit bezeigt hatte, wandte ſich bald von ihr ab und ließ ſie mit ihrem Liebhaber allein.

„Von Catania begab ſich die Königin nach Auguſta. Hier erhielt Bergami den Titel eines Barons della Franchini. Wodurch anders als eine ehebrecheriſche Verbindung mit ihm kann man ſo ausgezeichnete Gunſtbezeigungen ſich erklären? Sie ließ ſich in türkiſchem Koſtüm malen und ſchenkte dies Bild ihrem Lieblinge, den ſie in gleicher Tracht hatte porträtiren laſſen. Nun miethete ſie eine Polacre und begann ihre Seereiſen. Auf dem Schiffe ließ ſie ihr Schlafkabinett ſo einrichten, daß, wenn ſie ſich in ihrem Bette befand, ſie Bergami in dem ſeinen ſehen konnte. In Tunis und in Utika kam der neue Kammerherr ſehr häufig in das Kabinett der Königin, noch ehe dieſe ſich erhoben hatte. Was konnte er da wohl als Kammerherr zu thun haben? In Savona, wo die Königin den 12. April 1816 ankam, hat man die überzeugendſten Beweiſe von der Fortſetzung ihres ehebrecheriſchen Umganges mit Bergami geſammelt. Sie ſchlief daſelbſt niemals in ihrem Bette und das von Bergami zeigte fortwährend die Spuren, daß immer zwei Perſonen darin geſchlafen hatten.

„Von Afrika begab ſich Ihre Majeſtät nach Athen und

hielt ſich einige Zeit zu Milo auf. Nach Athen kam ſie den 22. April 1816. Hier fiel eine Begebenheit vor, welche die Vertraulichkeit, die zwiſchen der Prinzeſſin und Bergami herrſchte, und des letzteren wenigen Reſpekt vor Ihrer Majeſtät hinreichend darthut. Ein engliſcher Schiffscaptain kam Ihrer Majeſtät ſeine Aufwartung zu machen. Man führte ihn durch den Garten nach einer Art von Laube, wo er die Prinzeſſin, die Gräfin Oldi und Bergami fand. Die Königin ließ den Fremden niederſitzen, um ſich mit ihm zu unterhalten. Bergami ſtand nach kurzer Zeit auf, um ſich zu entfernen. Er ging, ohne ſich von Ihrer Majeſtät zu beurlauben. Dies Benehmen fiel dem Officier ungemein auf, der mit Erſtaunen ſah, wie dieſer Menſch Ihre Hoheit als ſeinesgleichen behandelte. Von Athen begab ſich die Königin über Konſtantinopel nach Epheſus. Hier bereitete man ihr ein Schlafzimmer in der Vorhalle einer alten, mit Bäumen umgebenen Kirche. Hier ſpeiſte ſie auch mit ihrem Kammerherrn und ſaß gewöhnlich auf einem kleinen Reiſebette, Bergami aber neben demſelben auf der Erde. Nach Tiſche blieb er immer eine geraume Zeit mit ihr allein. Von Epheſus reiſte Ihre Majeſtät nach Aume in Syrien. Hier ergaben ſich noch mehrere Beweiſe für den ſtrafbaren Lebenswandel der Königin. Man errichtete ein Zelt für Ihre Majeſtät und ſetzte ein Bett hinein. Auf dieſem lag die Königin, halbausgezogen, und Bergami, gleichfalls im Negligé, ſaß daneben und blieb beträchtliche Zeit bei ihr. Von hier ging der Weg nach Jeruſalem, wo die Königin, nicht zufrieden mit den Auszeichnungen, welche ſie bereits dem Bergami hatte zukommen laſſen, ihm den Orden des heiligen Grabes verſchaffte, ja noch einen neuen Hausorden unter dem Namen „der heiligen Karoline von Jeruſalem“ errichtete, den ſie an mehrere ihrer Dienſtleute verlieh und deſſen Großmeiſter Bergami wurde. (Hier fing die ganze Verſammlung an zu lachen.) So war er alſo Kammerherr, Malteſerritter, Ritter des Ordens vom heiligen Grabe, Großmeiſter des Ordens der heiligen Karoline von Jeru-

ſalem und Baron della Franchini geworden! Von Jeruſalem begab ſich die Königin nach Jaffa. Da es ſehr heiß war, ſo wollte Ihre Majeſtät nicht in der Kajüte ſchlafen und ließ ſich daher auf dem Verdeck ein Zelt aufſchlagen, in welchem ihr Bett ganz nahe und ohne Zwiſchenwand bei dem von Bergami ſtand. So ſchliefen ſie beide alle Nächte ohne Unterbrechung bis zur Rückkehr nach Italien. Am Tage wurde das Zelt gewöhnlich geöffnet, um friſche Luft einzulaſſen; aber zuweilen ließ ſie es am hellen Tage zumachen und blieb dann geraume Zeit mit Bergami in demſelben allein. Am Bord des Schiffes nahm die Königin zuweilen ein Bad, und dann war Bergami der Einzige, der ſie dabei bedienen und bei ihr bleiben durfte. Am 24. Auguſt, als dem Namenstage Bergami's (ſein Vorname iſt bekanntlich Bartolomeo), gab die Königin auf dem Schiffe ein großes Feſt, ſo wie ſie es ſchon das Jahr vorher an demſelben Tage in Como gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit das Schiffsvolk die Geſundheit von Ihrer königl. Hoheit mit der von Bergami zugleich trank. Alles dieſes läſſt keinen Zweifel mehr über die ehebrecheriſche Verbindung der Königin mit Bergami übrig. Als ſich die Königin nach der Villa d'Eſte begab, ernannte ſie Bergami's Bruder zum Aufſeher ihres Palaſtes. Seine Mutter nahm von dieſer Zeit den Namen „Madame Livris“ an. Während der Abweſenheit von Ihrer Majeſtät hatte man in Villa d'Eſte ein Theater erbaut. Auf demſelben wurden ſpäterhin Stück aufgeführt, in welchen Ihre Majeſtät ſelbſt einige Rollen übernahmen, ſo wie Bergami, der die Liebhaber ſpielte. Ihre Majeſtät machte zuweilen die Liebhaberin.

„Eines Tages geſchah es, daß Bergami einiger wichtigen Angelegenheiten wegen einen Kurier nach Mailand ſandte. Dieſer, der in der Nacht oder wenigſtens ſo früh des Morgens wiederkehrte, daß noch niemand aufgeſtanden war, glaubte es ſeiner Pflicht gemäß, ſich ſogleich zu Bergami begeben zu müſſen. Er fand ihn indeſſen nicht in ſeinem Zimmer, ſah aber, wie er gleich darauf im Schlafrocke aus dem der Prinzeſſin kam. Da dieſer Menſch noch nicht

lange in den Dienſten Ihrer königlichen Hoheit ſtand, ſo hielt Bergami es für nöthig, ſein Kommen aus dem Kabinette der Königin zu bemänteln. Er gab nämlich vor, das Kind, welches bei Ihrer Majeſtät ſchlief, habe geſchrieen, und er ſei deſſwegen hingeeilt, es zu beruhigen; auch bat er den Kurier, nicht weiter über dieſen Vorfall zu ſprechen. Außer den Orden und Titeln, welche die Königin an Bergami verliehen hatte, kaufte ſie ihm nun auch noch ein Landhaus in der Gegend von Mailand und gab demſelben den Namen „Villa Bergami“ oder „La Barona“. Hier wurden während des Karnevals 1817 die abſcheulichſten Orgien gefeiert. Die laſterhafteſten Menſchen des Ortes fanden ſich hier ein und man konnte dieſes Haus eher für ein Freudenmädchenhaus als für den Palaſt einer britiſchen Prinzeſſin halten. Nach ihrem Aufenthalt in der Barona machte die Königin eine Reiſe nach Tirol. Bei ihrer Ankunft in Brixen ging Bergami in Geſchäften nach Innſpruck. Die Königin, welche nicht vermuthete, daß er in der Nacht wiederkehren würde, ließ eine ihrer Kammerfrauen bei ſich im Zimmer ſchlafen. Bergami kam aber und begab ſich ſogleich ins Kabinett Ihrer Majeſtät, die nun alſobald der Kammerfrau befahl, ſich zu entfernen. In Karlsruhe wohnte ſie in einem Gaſthauſe in dem Zimmer Nr. 10, Bergami in dem Nr. 12; durch Nr. 11 waren beide Gemächer miteinander verbunden. Den Morgen nach ihrer Ankunft trat eine Aufwärterin in Bergami's Zimmer und ſah mit Erſtaunen, wie Ihre königl. Hoheit auf Bergami's Bette ſaß und ihren Arm um ſeinen Nacken geſchlungen hatte. Indem die erwähnte Perſon Bergami's Bett machte, fand ſie in demſelben ein Kleidungsſtück, womit Ihre königl. Hoheit nachher bekleidet war.“

So lautete die Anklage, welche Georg der Vierte gegen ſeine Gemahlin erheben ließ! Mit Ueberwindung unſeres Ekels haben wir ſie vollſtändig hergeſetzt, weil ſie erſtens eines der wunderſamſten Aktenſtücke zur Sittengeſchichte des Königthums bildet und weil ſie zweitens un-

vergleichlich ausdrucksvoll darthut, was eigentlich hinter der engliſchen Scheinzüchtigkeit ſei. Weiter wollen wir jedoch die „königliche Bordellkomödie“, wie der Proceß damals genannt wurde, nicht mehr in allen ihren Einzelheiten verfolgen, ſondern nur die Hauptpunkte herausheben.

Die Procedur währte volle fünf Monate und nahm zweiundfünfzig Sitzungen des Oberhauſes in Anſpruch. Nach Verleſung der Anklageakte wurden die Belaſtungszeugen vor die Schranken gerufen, ein Rudel italiſcher Lakaien, eine franzöſiſche Schweizerin, welche Kammerfrau bei der Prinzeſſin geweſen, eine Kellnerin aus Karlsruhe, im ganzen 24 Subjekte. Als der erſte dieſer Zeugen, der Italiener Majochi, welcher Kammerdiener bei der Prinzeſſin geweſen war, vortrat, um gegen ſeine Gebieterin auszuſagen, entfuhr der Königin beim Anblicke des Mannes ein lauter Schrei der Ueberraſchung und Entrüſtung und erſchüttert zog ſie ſich in das neben der Halle für ſie bereitete Kabinett zurück. Sie hatte dieſen Menſchen mit Wohlthaten überhäuft! Zum Dank dafür hatte er ſich dem Bruder Caſtlereaghs, Mylord Stewart, Geſandten in Wien, als Zeuge gegen ſeine Wohlthäterin verkauft. Es war kein Wunder, wenn die arme Karoline in Stunden, wo ihr Herz in Galle ſchwamm, von den Menſchen überhaupt nur noch als von „ſchlechten und niederträchtigen Kreaturen“ ſprach.

Die Verhöre der Belaſtungszeugen, in den ſchmutzigſten Details umherklaubend, wühlten erſt recht die Grundſuppe des Aergerniſſes auf. Vom 17. Auguſt bis zum 24. Oktober dauerte die Befragung dieſer Zeugen. Am gravirendſten für die Königin lauteten die Ausſagen des Majochi und der Waadtländerin Louiſe Dumont. Deſſhalb bot Brougham ſeinen ganzen Scharfſinn auf, um gerade dieſe beiden Zeugen mit der unerbittlichen Beißzange ſeiner Kreuzfragen zu faſſen. Sie wandten und krümmten ſich zum Erbarmen, und wenn nun der italiſche Schuft ſein berüchtigt gewordenes „Non mi riccordo“ und die welſche Schelmin das entſprechende „Je ne me rappelle pas“ hervorſtotterte, wider-

hallte die Halle von Gelächter über den „evidenten Schuldbeweis", welchen gerade dieſe beiden Perſonen erbringen ſollten. Es wurde bald klar, daß ein ſolcher Beweis überhaupt nicht erbracht werden konnte.

Am 6. November, wo die zweite Leſung der Bill ſtatthatte, hielt Brougham, von ſeinem Kollegen trefflich ſekundirt, ſeine große Vertheidigungsrede, in welcher er erklärte, daß er ſich im Nothfalle Namens ſeiner Klientin eine Gegenklage gegen den König vorbehalte. Die Rede gilt mit Recht für eine der glorreichſten von allen, die jemals gehalten worden ſind. Sie ward von ſolchen Hörern, welche ſich des berühmten Begums-Speech erinnerten, die der geniale Sheridan im Proceſſe des Warren Haſtings gehalten hatte, unmittelbar neben dieſe geſtellt. Der Eindruck war ein gewaltiger, in der Halle der Lords ſelbſt, noch mehr aber draußen in der Stadt, in ganz Großbritannien, in der ganzen civiliſirten Welt. Aber noch hielten die Miniſter und ihre Anhänger aus. Als die Frage: Soll die Bill zum zweitenmale geleſen werden? geſtellt wurde, blieben die Ja mit 28 Stimmen in der Mehrheit.

Aber dieſe Mehrheit war ſo gering, daß ſelbſt der Lordkanzler Eldon, im Herrendienſt ſonſt nie ſkrupulös oder bedenklich, zu wanken begann und den Rath gab, wenigſtens die Scheidung aus der Bill fallen zu laſſen, um das übrige zu retten. Aber die Partei der Königin im Oberhauſe drang auf Aufrechthaltung gerade dieſer Beſtimmung, in der Hoffnung, die ganze Bill werde an dieſer Klippe ſcheitern. Was den Premier betrifft, ſo hatte dieſen die von Brougham ausgeſprochene Drohung der Königin, ſobald die Sache an das Unterhaus gelangte, eine Gegenklage gegen den König anzuſtellen, mit Schrecken erfüllt, allein der König und Caſtlereagh trieben ihn, auszuharren, und ſo ließ er der Sache ihren Lauf.

Inzwiſchen brachten die Anwälte der Königin ihre Entlaſtungszeugen vor. Schon die Erſcheinung derſelben muſſte günſtig wirken, denn es war eine Anzahl un-

zweifelhaft ehrenhafter Männer und Frauen, von denen ſich keiner und keine weder zur Spionage noch zum Meineid hergegeben hätte. Ihre Ausſagen lauteten des beſtimmteſten zu Gunſten der Angeklagten und beſonders gute Wirkung thaten die Darlegungen des vieljährigen Haushofmeiſters Karoline's, des greiſen Johann Jakob Sikkard, eines Deutſchen von Geburt.

In den Debatten des Hauſes kamen viele charakteriſtiſche Aeußerungen vor. Mylord Groſvenor z. B. ſagte gelegentlich: „Wäre ich Erzbiſchof von Canterbury geweſen, ſo hätte ich dem Könige lieber das Prayer-Book ins Geſicht geworfen als die Königin aus demſelben geſtrichen." Unter den gegen die Königin ſtimmenden Peers thaten ſich die Herzoge von Newcaſtle und von Northumberland der eine durch die Plumpheit, der andere durch den Blödſinn ſeines Votums hervor: jener äußerte, er gebe ſeine Stimme für die Bill in ihrem ganzen Umfange, „obzwar er die Vertheidigung nicht gehört habe"; dieſer ſprach weinerlich von „der Tugend des königlichen Hauſes" — (die Tugend Georgs des Vierten und ſeiner Brüder, d. h. ein Knäuel von Laſter und Verworfenheit!) — und „zur Aufrechthaltung dieſer Tugend ſtimme er gegen die Königin." Man hätte das für eine blutige Ironie nehmen können, wäre der edle Herzog nicht ein notoriſcher Schafskopf geweſen. Der Herzog von Bedford meinte ganz richtig: „Was würde, wenn ein Baron Ompteda (der Oberſpion, deſſen ſich Graf Münſter gegen die Königin bedient hatte) der glorreichen Königin Beß auf allen ihren Gängen nachgeſchlichen wäre, aus dem Rufe derſelben geworden ſein?" Der Neſtor des Hauſes, der hochbetagte Lord Erſkine, beſiegte Krankheit und Schwäche, um viermal für die Angeklagte das Wort zu nehmen. In der Schlußdebatte ſagte er: „Der Proceß hat angehoben mit Beſtechung, wurde fortgeſetzt mit Meineid und wird, wenn die Anklage triumphiren ſollte, ein Triumph infamer Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ſein."

Bei der dritten Leſung der Bill, am 10. November, kam die Entſcheidung. Auch jetzt noch, um einen Ausdruck

des englischen Parlamentarismus zu gebrauchen, „hatten es“ die Ja, aber mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen, gerade so viel als das Ministerium Mitglieder zählte. Jetzt versagte den Ministern das Herz. Es war so gewiß, wie $2 \times 2 = 4$ ist, daß die Bill nicht durch das Unterhaus zu bringen sein würde. Lord Liverpool stand auf und beantragte aschgrauen Gesichtes und bebender Lippe „die Vertagung der weiteren Behandlung der Bill auf 6 Monate“, zu deutsch: die Regierung erklärte, daß sie den ganzen Proceß fallen ließe. Mylord Erskine beglückwünschte sich, das Haus und das Land, weil durch Aufgebung dieser „fluchwürdigen“ Sache das Recht, das Gesetz und die englische Verfassung gerettet sei. Mylord Grey zeichnete mittels der Brandmarke seiner rothglühenden Worte die Stirnen der Minister; aber nur eine derselben senkte sich darum schamvoll, die von George Canning, dem Blindekuhmitspieler der Königin in den Tagen von Blackheath: er schied aus dem Kabinette, dessen Gebaren die Stimme der Nation so laut verurtheilt hatte.

Die Angeklagte harrte am 10. November in ihrem Zimmer neben der Lordshalle der Entscheidung. Nachdem der Premier die mitgetheilte Erklärung abgegeben, eilte Brougham, dieselbe seiner Klientin zu bringen. Karoline stand starr wie eine Statue und ließ sich dann mechanisch von ihren Freunden hinunterführen. Als sie in den Wagen stieg, erhoben die ihrer harrenden Volksmassen ein unbändiges Jubelgeschrei: „The Queen! The Queen for ever!“ Da brach die so Begrüßte in einen Strom von Thränen aus. Drei Nächte lang war London festlich beleuchtet, Freudenfeuer loderten in den Straßen und wehe den Fensterscheiben, hinter welchen keine Lichter brannten.

7.

Freilich, bei wieder eingetretener Ernüchterung muſſte es bald klar werden, daß der Sieg, welchen die Königin über ihren Gemahl davongetragen, doch nur ein ſolcher wäre, welcher vieles, ja alles in der Schwebe ließ. Karoline hieß jetzt allerdings unbeſtritten Königin, aber daß ſie es nicht war, ſollte ſie bald genug innewerden. Während der Dauer des Proceſſes hatten der Muth und die Standhaftigkeit, welche ſie an den Tag legte, ihre weſentlich auf der Unpopularität des Königs beruhende Volksbeliebtheit bis zur Vergötterung geſteigert. Wenn aber die Gefühle der Maſſen einmal zu ſolcher Exaltation gediehen ſind, ſo folgt ein Rückſchlag ſo ſicher wie der Flut die Ebbe. So geſchah es auch jetzt. Es war doch etwas an der Königin hängen geblieben, und nun der Tumult der Leidenſchaften und des Parteikampfes, wie er während des Proceſſes getobt, ſich gelegt hatte, muſſten ſich ſelbſt die entſchiedenſten Freunde Karoline's geſtehen, daß ihr Verhältniß zu Bergami vor einer nüchternen und gewiſſenhaften Kritik nicht beſtehen konnte. Die Konſequenzen hiervon machten ſich bald bemerkbar und brachen das Leben der Fürſtin, wie der Proceß ihre Geſundheit gebrochen hatte. Sie war nicht mehr die „wilde Hummel" von ehemals, ſie war nur noch eine unglückliche, ſtets in Thränen ſchwimmende alte Frau.

Zwar noch einmal raffte ſie ſich auf zu energiſchem, wenn auch nicht ſehr taktvollem Thun; aber der Erfolg war ein kläglicher. Im Sommer von 1821 ſollte die Krönung des Königs ſtattfinden. Georg der Vierte ſtrengte alle ſeine Erfindungsgabe in Sachen des Luxus und Geſchmackes an, um dieſe Ceremonie zur prächtigſten zu machen, welche England jemals geſehen, und das gelang ihm vollſtändig. Von der Königin war bei den Vorbereitungen gar keine Rede. Sie jedoch ließ den Miniſtern erklären, daß ſie der Krönung des Königs anwohnen würde und nach Vollziehung derſelben ebenfalls gekrönt ſein wollte.

Man nahm von dieser Erklärung keine Notiz, indem man nicht ohne Grund erwartete, die bevorstehende Prachtentfaltung würde dem Volke keine Zeit lassen, mit der davon ausgeschlossenen Königin sich zu beschäftigen. Und so geschah es denn auch. Am 19. Juli hatte die Krönung des Königs in der von Glanz und Herrlichkeit funkelnden großen Festhalle von Westminster statt. Auch Karoline kam angefahren und versuchte, begleitet von Lord Hood, ihrem Kammerherrn, in die Halle zu dringen. Aber man wies sie zurück, weil sie keine — Eintrittskarte vorzeigen konnte. Keine Hand und keine Zunge rührte sich für die Unglückliche. Wo waren denn die Tausende und Hunderttausende, welche wenige Monate zuvor nicht hatten müde werden können, zu brüllen: „Die Königin für immer!“ Ach, sie waren auch heute wieder da, aber sie gafften stumm und theilnahmelos.

Das war zu viel für die arme Frau. Am Abend des 30. Juli erkrankte sie plötzlich in ihrer Loge im Drurylanetheater. Sie hatte ein Glas Limonade getrunken und es wird erzählt, ohne jedoch verbürgt zu sein, daß sie, als schon am Morgen darauf ihre Krankheit den bedenklichsten Charakter angenommen, ausgerufen habe: „Der König hat mich vergiften lassen!“ Sterbend verzieh sie ihren Feinden, setzte ihren Adoptivsohn Austin zum Haupterben ein und verordnete, daß man sie daheim in Braunschweig begraben sollte. So verschied sie am 7. August 1821. Für die Todte erwachte die Theilnahme des Volkes wieder. Es zwang den Leichenkondukt, statt um die City herum mitten durch diese zu gehen, und noch bei der Einschiffung des Sarges zu Harwich umbrüllte die Menge denselben mit dem wüthenden Ruf: „Die Königin! Die gemordete Königin!“ Georg der Vierte überlebte seine Frau fast noch um volle neun Jahre, welche er, ziemlich menschenscheu geworden, im Kreise seiner männlichen und weiblichen Günstlinge meist in Windsor verbrachte. Seinen sonstigen Lebensgewohnheiten blieb er treu bis zuletzt, auch dem großen Glas Brandy, welches er jeden Morgen trank, um

„den Tag über zu leben“. Am 26. Auguſt 1830 nahm ihn ein Schlagfluß hinweg.

Die Geſchichte hat ihm ſein Urtheil geſprochen, welches nicht anders als ſtreng und verdammend lauten konnte. Milder hat ſie über die Königin geurtheilt und heutzutage dürfte kein Billigdenkender mehr geneigt ſein, einen Stein gegen das Andenken einer Frau aufzuheben, welche die Eitelkeit menſchlicher Größe ſo bitterlich erfahren muſſte. Ihre Verirrungen ſind mit ihr begraben worden, aber ihre Leiden umgeben ſie in den Augen der Nachwelt mit einem Schimmer von Poeſie. Eindringlich offenbart ihr Geſchick das Unbeſtändige und Trügeriſche der öffentlichen Meinung. Fürſtengunſt, hat man mit Fug geſagt, ſei ein zweiſchneidig Meſſer. Aber Volksgunſt iſt das bekannte lichtenberg'ſche Meſſer ohne Heft, dem die Klinge fehlt.

Ein deutſcher Dichter.

Wer würfelte aus Löwenzähnen und
Aus Eſelsohren ihn zuſammen?
Herzog von Gothland, A. 8, Sc. 1.

1.

In der erſten Hälfte der 30ger Jahre des Jahrhunderts der Eiſenbahnen, der Syllabi und der Mitrailleuſen ſah man in der Haupt- und Reſidenzſtadt des Däumlingreiches Lippe-Detmold, ſowie zeitweilig auch auf den Straßen von Frankfurt und Düſſeldorf, eine Figur herumwandeln, welche geradenwegs aus einem der barocken Märchenbücher des Callot-Hoffmann entſprungen zu ſein ſchien. Man hätte ſie etwa für eine Spielart vom „Klein Zaches“ halten können. Fragte man aber einen ehrſamen Unterthan des Tyrannen — (das Wort iſt nur im griechiſchen Sinne gemeint) — von Lippe-Detmold: Wer iſt der Mann? ſo erhielt man in einem aus Reſpekt und Mitleid und Verachtung wunderlich gemiſchten Tone die Antwort: „Das iſt unſer Genie!“ — Euer Genie? — „Nun ja, der Herr Auditeur Grabbe, welcher berühmt iſt, weil er Komödienbücher trauriger und luſtiger Sorte verfertigt hat.“

Der fragende Fremde mochte dann wohl ſagen: Das iſt der Dichter des Gothland, der Hohenſtaufen und des Hannibal? und mochte hochverwundert der die Straße hinabſchwankenden Erſcheinung nachſchauen.

Abſonderlich genug war ſie. Der Körper wie horizontal in zwei Theile geſchnitten: die obere Hälfte Himmelsfeuer, die untere Erdenkoth. Die ganze Geſtalt eine ſo ſchlotterige Disharmonie, daß man bei ihrem Anblicke ſich verſucht fühlte, wie ein Schuljunge den Horaz zu citiren: — „Disjecta membra poetae“.

Auf einem ſchmalen, ſchmächtigen Rumpfe mit frauenzimmerlich abfallenden Schultern trug „unſer Genie“ einen Prachtkopf, wenigſtens was Schädelbildung und Stirnewölbung betraf. Wie aber der Kopf durch ſeine Mächtigkeit im ſchreienden Miſſverhältniſſe zum ſchwächlichen Leibe ſtand, ſo war er auch ſo zu ſagen mit ſich ſelbſt uneins. Auf der Zeusſtirne thronten, in den großen Augen blickten und blitzten edle Dämonen, aber um die knollige Rothnaſe und um den grobſinnlichen Mund her, deſſen obere Lippe unſchön über die obere herabhing, tummelten ſich gemeine, und das ſtarkzurückweichende, wie in dem erſten Entwicklungsanſatz ſteckengebliebene Kinn bildete einen geradezu lächerlichen Kontraſt zu der wundervoll entwickelten oberen Geſichtspartie.

Der Herr Auditeur hielt ſich in Kleidung und Gebaren ſehr läſſig. Sein Gang war mehr ein Schwanken und Schlurfen als ein Gehen: er ſchleifte ſeine Füße gleichſam hinter ſich drein. Verdrüßlichkeit lag auf ſeinem Geſichte wie eingeätzt. Auf ſeinen dünnen, blonden, hoch auf den Schädel zurückgewichenen Haaren hing windſchief eine Mütze, deren urſprüngliche Farbe ebenſo gut grün als blau oder braun geweſen ſein konnte. Die Brille hatte er von der Naſenwurzel auf die Stirne hinaufgeſchoben. Von der linken Hand baumelte ihm ein Regenſchirm herab, während er in der rechten ein rothes Schnupftuch trug, womit er ſich zeitweiſe den rothen Backenbart abwiſchte. Im Gehen brummte er häufig vor ſich hin und ein ſcharfes Ohr konnte Ausdrücke wie Beſtie, Zobel, Rhinozeros und dergleichen mehr verſtehen [1]).

1) Die einzelnen Züge zu dem hier entworfenen Porträt ſind hauptſächlich der verdienſtlichen Schrift „Grabbe's Leben und Charakter“ von Karl Ziegler (Hamburg 1855) entlehnt. Ziegler iſt auch für

Dieſe mehr oder weniger artikulirten Monologe wandelten ſich mitunter zu abſonderlichen Zwiegeſprächen, wenn begegnende Bekannte den verdrüßlich Dahinſchlurfenden auf der Straße ſtellten oder in eine am Wege gelegene Wirthſchaft zogen, um bei einem Früh- oder Spätſchoppen die Tagesneuigkeiten zu verhandeln. „Haſt du geſtern den neuen Prediger gehört, Grabbe?“ — „Nein, aber ich hörte, er hätte eine ſo ſchneidende Stimme, daß man ſich damit raſiren könnte.“ — „Willſt du heute Abend das Koncert beſuchen? Fräulein X. wird ſingen.“ — „Ach, die! Das letztemal ſang ſie ſo ſüß, daß ihre Töne vor Süßigkeit ſtanken.“ — „Haben Sie, Herr Auditeur, das neue Buch über den polniſchen Inſurrektionskrieg ſchon geleſen?“ — „Nein, doch ließ ich mir ſagen, bei der Erſtürmung Warſchau's durch die Ruſſen ſeien auf beiden Seiten mitſammen zehn Millionen gefallen, die Läuſe und Flöhe inbegriffen. Aber hören Sie mal, Herr Hauptmann, ob der liebe Gott wohl auch Gamaſchen anhat?“ — „Grabbe, was ſagſt du denn zu den neueſten Debatten in der franzöſiſchen Deputirtenkammer?“ — „Geht mir! Das Zeug! Die Juden haben aus ihrem Herrgott einen patriarchaliſch-abſoluten Herrſcher gemacht. Wenn heutzutage wieder einer gemacht würde, müſſte er ſich ſicherlich eine Pairs- und Deputirtenkammer gefallen laſſen. Uebrigens, wie ſteht es eigentlich mit der Legitimität Gottes? Ahnen hat er keine, ſoviel iſt gewiß.“

---

die biographiſchen Angaben im vorliegenden Aufſatz der Hauptgewährsmann. Die Biographie Grabbe's, welche Eduard Duller der erſten Ausgabe der „Hermannsſchlacht“ (1838) vorgeſetzt hat, iſt vielfach ungenau und nur da ganz zuverläſſig, wo Duller als Augen- und Ohrenzeuge von dem frankfurter Aufenthalte des Dichters handelt. Um die richtige und gerechte Würdigung Grabbe's haben ſich insbeſondere Karl Gödeke („Grundriß z. Geſch. d. d. Dichtung“, III, 508 fg.), Rudolf Gottſchall (Einleitung zu der von ihm beſorgten Geſammtausgabe der grabbe'ſchen Werke, 2. Bde. Leipzig 1870) und Oſkar Blumenthal („Die Gegenwart“, 1873, Nr. 1 fg.) verdient gemacht. Blumenthal lieferte auch die erſte vollſtändige Ausgabe von Grabbe's Werken und Nachlaß, 4 Bde. 1874.

2.

Ein Mann, welcher ſo war und ſprach, iſt nicht dazu gemacht geweſen, den Frauen zu gefallen. Die Frauen aber ſind es, deren mehr oder weniger ſchöne Hände viel einflußreicher in die Literatur hineingreifen und darin viel beſtimmender herumwirthſchaften, als man gewöhnlich glaubt. Damit ſind nicht etwa die Schreiberinnen gemeint, ſondern nur die Leſerinnen. Dieſe machen vorzugsweiſe den Ruf von Lyrikern, Dramatikern und Novelliſten. Die Frauen bringen einen Schriftſteller in die Mode, gerade wie einen Haarputz, eine Robe- oder Mantilleform, und ebenſo verhängen ſie Acht und Bann über ſolche Autoren, welche verſchmähen, mit ſüßer Kaſtratenſtimme um ihre Gönnerinnenſchaft zu werben. Weltkluges Federvieh gackert, gluckſt und kräht daher allezeit ſo, daß ſein Kapaunenthum über alle Anzweifelung von frauenzimmerlicher Seite her erhaben iſt.

Die Wirkſamkeit der Damenpropaganda zu Gunſten oder Ungunſten von Autoren hat jedoch eine ſcharfgezogene Gränze. Sie fängt nämlich erſt da an, wo die Region der Geiſter erſten Ranges aufhört. Jene Unſterblichen, von welchen Johann Georg Fiſcher ſchön geſagt hat:

„Nur da und dorten rettet Einen
Auf hohen Fluten ſeine Zeit,
Der leuchtet, wie die Sterne ſcheinen,
Ein Gott in ſeiner Einſamkeit“ —

ſie werden nicht von Frauenhänden auf ihre die Lande und die Zeiten überragenden Poſtamente geſtellt. Sie ſtellen ſich ſelbſt hinauf kraft ihrer Souveränität von der Götter Gnaden. Sie bedürfen es nicht, in die Mode gebracht zu werden: wie alles übrige Gemeine liegt auch die Mode tief unter ihnen „im wechſelloſen Scheine“. Man ſieht wohl zu Zeiten, weil der gute Ton das verlangt, Frauenhände Kränze zu den Füßen der Geiſterkönige niederlegen; aber darauf beſchränkt ſich ſo ziemlich der Verkehr der Damen mit denſelben.

Wie viele Frauen gibt es denn in Europa, welche die homerischen Gesänge, die Nibelungen, die Göttliche Komödie, den Don Quijote, die Werke Shakspeare's, Molière's und Göthe's wirklich gelesen haben, verstehen und lieben? Kein Dutzend. Geht doch mal in Deutschland umfragen, wie viele Frauen wissen, was Lessing für seine Nation gethan; fragt weiter, wie viele Frauen es dazu gebracht haben, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen durchzulesen, und ihr dürftet in beiden Fällen eine Summe zusammenbringen, welche an die große Glocke der Bildungsstatistik zu hängen ihr wohl unterlassen werdet. Sogar Dichtungen, welche wie eigens dazu geschaffen sind, Mädchenwangen erglühen und Frauenaugen aufleuchten zu machen, finden nur wenige Leserinnen. Wie viele deutsche Frauen und Mädchen haben denn wohl Kenntniß von der herrlichsten Liebestragödie, welche seit Shakspeare's Julia gedichtet worden, von Grillparzers „Hero"? Die Frauen zeigen in der Regel — (von welcher es natürlich Ausnahmen gibt, aber wenige) — eine ausgesprochene Vorliebe für das Mittelmäßige. Nicht so fast deßhalb, weil sie demselben sich wahlverwandt fühlten, als vielmehr darum, weil das Mittelmäßige der fraulichen Sucht, zu beschützen, zu begünstigen, zu bemuttern, hilfebedürftig entgegenkommt. Wehe dem Genie, wenn es sich einmal herabläßt, solche Bemutterung ebenfalls sich gefallen zu lassen. Es kommt dann leicht dazu, dumme Streiche zu machen. So ein dummer Streich ist z. B. der berühmte kinderbreiweiche und himbeersyrupsüße Monolog im Tell.

Der arme Grabbe, obzwar nicht ein Dichter ersten, sondern nur zweiten Ranges, war seinem ganzen Wesen nach so angethan, daß er es weder als Mensch noch als Autor den Frauen rechtmachen konnte. Sie haben daher auch nichts für ihn gethan, gar nichts. Darum ist er im großen Publikum so unbekannt geblieben, während Zeitgenossen von ihm, die er thurmhoch überragte, berühmt und vielgelesen wurden. Die Frauen könnten freilich fragen: Was sollten und durften wir denn für einen Poeten thun, welcher niemals zu reiner Schönheit sich erhoben, nirgends zu künstlerischer

Harmonie ſich zuſammengefaſſt hat? Aber die Wahrheit iſt, daß ſie nicht deſſhalb nichts von ihm wiſſen wollten — haben ſie doch zur gleichen Zeit einen Klauren mit Liebkoſungen überſchüttet — ſondern vielmehr deſſwegen, weil er es ſtolz verſchmähte, ſie anzuſüßeln. Freilich, er hatte den Schaden davon. Bei Lebzeiten wenig gekannt und anerkannt, iſt er jetzt ſchon eine Verſchollenheit, eingeſargt in die kärglich ausgeſtattete Geſammtausgabe ſeiner Werke und beigeſetzt in der großen Mumienhalle der Literaturgeſchichte. Aber darum braucht ihm kein Zahn mehr wehzuthun und kein Haar mehr grau zu werden. Er iſt ja längſt hinweg über alle die Eitelkeit der Eitelkeiten —

„Was Großes auch der Menſch empfinde,
Was er erſtrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken ſind nur Rauch
Im Winde.
Der höchſte Ruhm, was iſt er auch?
Ein Hauch!“

3.

Grabbe war keine jener vornehmen, jener olympiſchen Naturen, wie ſie in Göthe und Schiller zur typiſchen Erſcheinung gekommen ſind. Göthe, durch die Gunſt der Verhältniſſe von Kindheit auf den Höhen des Daſeins angenähert, hat von dieſen herab ſeiner Nation und der Menſchheit die Huld- und Gnadenfülle ſeines Genius ganz ſo geſpendet wie „der uralte heilige Vater mit gelaſſener Hand aus rollenden Wolken ſegnende Blitze über die Erde ſäet“. Schiller ſeinerſeits, von Kindheit auf mitten in den ſchweren Kampf um das Daſein hineingeſtellt, ſein Lebenlang nie vom Banne der Armuth erlöſ't und bis zu ſeiner Todesſtunde nie aus der Geldnoth herausgekommen, iſt dennoch als der echte Olympier, der er war, über den

Erdenschmutz hingeschritten ohne sich damit auch nur die Schuhsohlen zu verunreinigen, und so hat er ebenso sehr durch seinen Wandel als durch seine Werke herrlich heldisch dargethan, daß und wie ein wahrhaft vornehmer Mensch den Alp des Lebens zu tragen wisse [1]).

Das lippe-detmolder „Genie" Dietrich Christian Grabbe war nicht auf dem Olymp geboren, sondern am 11. December von 1801 im detmolder Zuchthause, welchem sein Vater als „Zuchtmeister" vorstand. In späterer Zeit, als es mit dem Dichter schon scharf bergab ging, hat er einen schaudernden Rückblick auf die Stätte seiner Geburt und Jugend geworfen und hat zum Immermann gesagt: „Ach, was sollte aus einem Menschen werden, dessen erste Erinnerung die ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben." Wenn man diesen Stoßseufzer mit dem ganzen Trübsal von Grabbe's Lebenslauf zusammenhielt, so muß man unwillkürlich des göthe'schen Wortes gedenken: „Niemand glaube die ersten Eindrücke seiner Kindheit jemals verwinden zu können." Von Grabbe's Vater ist weiter nichts zu sagen, als daß er ein pflichttreuer und dabei gutmüthiger Zuchtmeister, ein solider und sparsamer Bürgersmann und friedfertiger Unterthan gewesen ist. Die Mutter war eine Frau von starkem Knochengerüst und starkem Willen. Als Mädchen eine Schönheit, hat sie ihre funkelnden Feueraugen auf den Sohn vererbt. Nicht minder auch das Feuer ihrer Gefühle, das Leidenschaftliche, Fahrige ihres Wesens und Gebarens, welches mitunter in Phantastik und Grillenhaftigkeit überschlug. Sonst eine tüchtige, Ordnung schaffende Hausfrau; bildungslos und geradeaus, aber erbarmungsvoll und hilfebereit. Daß sie ihren Sohn schon in seiner Kindheit zum Feuerwassertrinken förmlich angeleitet und verführt habe, ist nur ein boshaftdummer, von Grabbe's Witwe verübter Aufschnitt. Dagegen ist es wahr, daß Vater und Mutter den Sohn, der ihr einziges

1) S. die weitere Ausführung in meinem Buch „Schiller und seine Zeit", Quartausgabe S. 203 fg., 2. Aufl. S. 160 fg.

Kind war, von frühauf zu nachſichtig behandelten und ſo ziemlich verhätſchelten. Der Junge war die Freude und der Troſt ihres Daſeins. Als ſeine Fähigkeiten ſich zu entwickeln begannen, ſchwoll das väterliche wie das mütterliche Herz von Eitelkeit und Hoffnung. Ihr Dieterle ſollte ein ſtudirter Mann werden. Die guten Leute darbten und hamſterten ein kleines Vermögen zuſammen, um dem Sohne das Studiren zu ermöglichen.

Das Studiren begann am detmolder Gymnaſium und zwar unter guten Ausſichten. Der Gymnaſiaſt Grabbe faſſte nicht nur raſch und leicht, ſondern war auch ſehr fleißig. Schon aber kündigte ſich ſeine künftige Barockheit deutlich und mannigfach an. So in dem Bemühen, ſeinen Fleiß ängſtlich zu verbergen, um ſich den Anſchein zu geben, als flöge ihm alles nur ſo an. Auch abſonderlichſte Einfälle, richtige Grabbeismen ſprudelte er bereits heraus. So, wenn er eines Tages einen leidenſchaftlich auf ihn hineinſprechenden Mitſchüler plötzlich unterbrach mit den Worten: „Gott, oh Gott, deine Plattfüße! Auf denen wollen wir nächſtens einen Ball abhalten“. Oder wenn er ein andermal, als von einem dem Kolofoniumstragöden Klingemann zu ſetzenden Denkmal die Rede ging, dazu dieſes Modell vorſchlug: „Ein Erdhügel in Form eines Vulkans und darauf die Statue eines Eſels, welchem das Feuer vorn und hinten herausfährt.“

Der Sechszehnjährige begann zu dichten. Zunächſt in der Form von deutſchen Stilübungen, in welchen ſchon, wie in Grabbe's ſpäterer Poeſie, das Fratzenhafte hart und unvermittelt neben dem Erhabenen ſtand. Als einmal in der Klaſſe als Aufſatzthema ein Märchen gegeben war und Grabbe ſeine Arbeit vorlas, rief der Lehrer verwundert und bewundernd aus: „Wo haben Sie das her? Es iſt ja, als läſe man etwas von Calderon und Shakſpeare“. Ein andermal benahm ſich Grabbe einem ſeiner Lehrer gegenüber wirklich ſo zu ſagen calderoniſch oder ſhakſpeariſch, nämlich wie der Hauptmann Perſius in der großen Zenobia oder wie der Fähnrich Piſtol im vierten und fünften Heinrich.

In den oberen Klaſſen des detmolder Gymnaſiums hatte ſich damals neben den Klaſſikern der Saufteufel eingeniſtet und unſer Dietrich Chriſtian that ſich im Grogvertilgen beträchtlich hervor. Eigentlich war das Kneipen den Gymnaſiaſten freilich verboten, aber uneigentlich ließ man es geſchehen. Eines Tages befand ſich Grabbe mit mehreren ſeiner hoffnungsvollen Kameraden in einer Konditorei, demnach auf verbotenem Grund und Boden, als einer der Herren Gymnaſialprofeſſoren hereintrat. Zunächſt allgemeine Verdatterung der unliebſam überraſchten jugendlichen Liebhaber von Likören. Dann ſpringt unſer Dietrich Chriſtian aus ſchuljungenhafter Verlegenheit mit Todesverachtung in groteſke Renommiſterei hinüber, indem er 6 Liköre auf einmal fordert und dieſelben — haſt nicht geſehen? — alle nacheinander vor den Augen des ſtupificirten Lehrers hinunterſtürzt.

Das Hinunterſtürzen von Spirituoſen iſt von da an leider eine grabbe'ſche Gewohnheit geworden und bis zum Ende geblieben wie vor Zeiten beim Johann Chriſtian Günther und wie in unſeren Tagen beim gleichgenialen Amerikaner Edgar Poe, dem Dichter des „Raven“ und des „Maëlstrom“. Dem armen Günther konnte man das noch nothdürftig verzeihen, weil zu ſeinen Lebzeiten allgemein geglaubt wurde, es wäre das Hauptkennzeichen eines „Genie's“, daß es Abends betrunken in der Goſſe läge. Aber andere Zeiten, andere Muſen. Nachdem die deutſche Literatur durch Klopſtock reinlich und keuſch, durch Wieland weltmänniſch fein und durch Leſſing vornehm im Hochſinne des Wortes gemacht worden, war es nicht mehr erlaubt, Goſſe auf Genie zu reimen und zu wähnen, die Rumflaſche und der Ruhmpokal ſeien ein und dasſelbe Ding oder der richtige kaſtaliſche Quell ſprudle aus dem Spundloch des Arrakfaſſes . . .

Ein wunderlicher Miſchmaſch von einem angehenden Poeten war unſer Dietrich Chriſtian, als er mit der Abſicht, die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, zu Oſtern von 1820 nach Leipzig abreiſ'te, wohin er den Embryo ſeines Trauer-

ſpielungeheuers „Herzog von Gothland“ mitnahm. Linkiſch und hochfahrend, ſchüchtern und aufbrauſend, verſchloſſen und überſchäumend, weich und ſtarrſinnig, phlegmatiſch und queckſilbern: ſo ſtand er ein Sonderling ſchon in den Jünglingsſchuhen; ein Peſſimiſt, ohne zu wiſſen, warum; fertig mit dem Leben, bevor es begonnen hatte, und doch auch wieder ſo ganz unfertig, ſo unreif wie eine Pflaume im Juni, innerlich zerfahren, äußerlich nachläſſig und ſogar unſauber. Sein Weſen war Maßloſigkeit. Es hatte da doch von frühauf eine ordnende, im Nothfall auch zwingende Hand gefehlt, welche dem armen Jungen begreiflich gemacht hätte, daß Regel und Maß viel mehr ſeien als Worte, auf welche ein „Genie“ nicht zu achten brauche.

Eine ſolche Hand hatte ſich freundlich gegen den jungen Grabbe ausgeſtreckt. Da war der detmolder Archivrath Kloſtermeier, welcher die Frage: „Wo ſchlug Hermann den Varus?“ mittels eines patriotiſch-alterthümelnden Buches zu löſen ſuchte. Ein ſehr unterrichteter Mann, angeſehen, wohlwollend, dienſtbereit. Auf unſern Dietrich Chriſtian aufmerkſam geworden, hatte er ſich bemüht, den jungen Bären ein bißchen zu civiliſiren, ſo daß ſelbiger ſich in anſtändiger Geſellſchaft ſehen laſſen dürfte. Aber der junge Bär hatte dieſe Gönnerhand brummend zurückgewieſen und hatte ſich durchaus nicht bewegen laſſen, das archivräthliche Haus zu betreten. Sollte ihn von dieſer Schwelle eine dunkle Ahnung zurückgeſchreckt haben, daß ihn dort ſein Schickſal erwartete? Gewiß nicht. Aber der Junge hatte leicht bemerken können, daß ſeine Ungeſchlachtheit und Bizarrerie die guten Detmolder und Detmolderinnen in der Meinung, er wäre ein Genie, nur beſtärkten. Hierdurch fühlte ſeine Eitelkeit ſich ſo angenehm gekitzelt, daß er ſich wohl hütete, an ſeinem Bärenfell herumlecken zu laſſen. Einem „Genie“ ſtand es ja gar nicht an, ſich wie andere „ordinäre“ junge Leute zu halten und zu gebaren. Es muſſte ſeine eigenen Wege gehen.

4.

Es ging denn ſeine eigenen Wege, welche aber durch wirre Waldwildniſſe und über ſchwindelnde Höhen hinweg zuletzt doch nur zu einem und in einen wüſten Sumpf geführt haben.

Mit der Juriſterei befaſſte ſich Grabbe im erſten Semeſter ſeines Aufenthalts in Leipzig ziemlich ernſt. Dann aber nahm er es mit ſeinem Brotſtudium nur noch ſehr obenhin. Und ſo nahm er es bald mit den Studien überhaupt. Einzig und allein die Geſchichte vermochte ihm eine tiefere und dauerndere Theilnahme abzugewinnen. Sein Wandel war zügellos. Er ſtand übrigens ganz außerhalb der ſtudentiſchen Kreiſe. Die Burſchen-Romantik kam ihm läppiſch vor und von den Kindereien und Brutalitäten des „Komment" wollte er nichts wiſſen. Er tobte und tollte auf eigene Hand. Er renommirte, ſo zu ſagen, nur für und vor ſich ſelbſt, wenn er wie verrückt auf Geldbeutel, Geſundheit und guten Ruf losſtürmte. Darüber verekelte er ſich folgerichtig mehr und mehr an allem wiſſenſchaftlichen Denken und Arbeiten und verfiel auf die abgeſchmackte Schrulle, zum Schauſpieler geboren zu ſein, was ihm der Profeſſor Wendt vorderhand mit Mühe ausredete. Dieſem theilte Grabbe auch ſeinen ruck- und ſtoßweiſe dem Abſchluſſe entgegengeführten Herzog Gothland mit und dem pappelhölzernen Katheder ling und Hofrath wären ob dieſem tragiſchen Ungethüm alle Haare zu Berge geſtanden, ſo er noch welche gehabt und nicht eine Atzel getragen hätte.

Zu Oſtern von 1822 ging Grabbe weiterſtudirenshalber von Leipzig nach Berlin, allwo im Juni ſein dichteriſcher Erſtling den letzten Federhieb erhielt. Es iſt ein koloſſales Ding, dieſer Herzog von Gothland, aber eben doch nur eine koloſſale Fratze. Alle erſinnlichen Graſſheiten ſind hier mittels des Hohlſpiegels einer kranken Phantaſie ins Ungeheuerliche aufgeregt. Schillers Räuber erſcheinen im Vergleich mit dieſer Gräuelfaſtnacht als ein harmloſes

Idyll. Im Gothland latſcht und platſcht der Weltſchmerz wie ein Beſoffener in der Kothlache des Kynismus herum. Wahr iſt es, dann und wann zuckt über dieſe Kothlache ein blendend prachtvoller Metaphernblitz hin und erſchallt ein vernichtungsfroher Donnerſchlag mit ſolcher Gewalt, als müſſte er, „dieſe Klippe im Ocean der Welten", wie Grabbe unſere Erde nennt, zerberſten machen. So ein ſchütterndes Gewitter, bis zur höchſten Pracht und Wuth geſteigert, iſt der Monolog Gothlands im 3. Akt. Hier hat Grabbe in ſeiner Art geleiſtet, was Schiller in der ſeinigen leiſtete, als er den Traum des Franz Moor vom Weltgerichte dichtete. Beide Dichter haben ſpäter dieſe Region der Erhabenheit nie wieder erreicht. Im übrigen iſt der Gothland nichts weniger als ein Drama, als eine Tragödie. Die Fabel iſt aberwitzig, die Motivirung kindiſch, die Handlung ein Opiumrauſchtraum, der Held nur ein tragiſcher Kaſperle, welcher alles kurz und klein haut; man weiß nicht, warum und wozu. Es war Grabbe's fataler Miſſgriff von Anfang an, daß er, die Bedingungen und Beſtimmungen der dramatiſchen Kunſt miſſachtend und verachtend, auf die Aufführbarkeit ſeiner Dichtungen kein Gewicht legte und keine Rückſicht nahm. Nicht als ob ſich die eine oder andere derſelben, falls ſie von einem einſichtigen Regiſſeur geſchickt zur Hand genommen würde, nicht wirkungsvoll zur Darſtellung bringen ließe; aber das Schlimme war, daß der Dichter, indem er ſich in der Anlage ſeiner Stücke einer über alle realen Verhältniſſe des Theaters hinausſtürmenden Maßloſigkeit überließ, überhaupt nie lernte, ſich zu beſchränken, zu zügeln, mit ſeinen poetiſchen Mitteln hauszuhalten und den meiſt in wilder Trübheit hervorſtürzenden Strom ſeiner Einbildungskraft künſtleriſch zu dämmen und zu klären. So kam es, daß Grabbe's Dramen eigentlich nichts ſind als lauter dialogiſirte Monologe und zwar lauter grabbe'ſche Monologe. Denn das hat er mit Byron gemein, daß alle ſeine Helden ſich nur als Maſken darſtellen, hinter welchen die Züge des Dichters unverkennbar deutlich hervorgucken . . .

Aus Berlin schrieb Grabbe nach Vollendung des Gothland: „Mein Werk fällt den Leuten, die es lesen, so sehr auf, daß sie beinahe wirbelig vor Ueberraschung werden.“ Und wieder: „Mein Werk schafft mir allmälig immer mehr Freunde, Bekannte und Bewunderer. Das Stück ist aber so ausgezeichnet und groß, daß sie mir rathen, ich müsste es nur außerordentlich geistreichen Männern zeigen, weil das gewöhnliche Volk es nicht verstände.“ Man sieht, unser Dietrich Christian hatte sich das göthe'sche: „Nur die Lumpe sind bescheiden“ — gesagt sein lassen. Er schickte auch eine Abschrift des Gothland nach Dresden an Tieck, um sich dessen Urtheil zu erbitten. Tieck, bekanntlich sein Lebelang ein Sybarit und Selbstsüchtling, welcher sich nie die Mühe gab, junge Streblinge zu fördern, wurde doch durch das absonderliche Ding von dramatischem Ungeheuer zu einiger Theilnahme bewogen und spitzte sein Urtheil darüber zu dem Satze zu: „Ihr Stück hat mich angezogen und ergriffen, abgestoßen und erschreckt.“ Das begreift sich. Aber, die Wahrheit zu sagen, ist in den rohzugehauenen Granit- und Lavablöcken der dramatischen Gestalten Grabbe's doch immer noch unendlich mehr Poesie als in den Traganthpuppen, welche in Tiecks Genovefa und Kaiser Oktavianus herumdämmern. Das literarisch-polemische Lustspiel freilich, welches Grabbe während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Berlin schrieb und später unter dem Titel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ veröffentlichte, ist nicht weniger anspruchsvoll als die literarischen Komödien Tiecks und ebenso unbedeutend wie diese. Tieck und Grabbe haben das mit einander gemein, daß sie wähnen, ein paar schnurrige Einfälle reichten hin, ein Lustspiel daraus zu machen. Diese Einfälle werden dann platt und breit getreten, bis der letzte Tropfen von Witzsaft glücklich herausgepresst ist. Die also entsaftete Polemik wird zuletzt unbeschreiblich fad und flau und ist auch, wie die literarischen Jämmerlinge und Jämmerlichkeiten, gegen welche sie gerichtet war, längst gründlich verschollen. Tieck hatte übrigens in diesen Verschollenheiten

vor Grabbe den Vorzug, ein wirklicher Ironiker zu ſein, und als ſolchem iſt ihm wenigſtens da und dort eine Humoreſke gelungen, welche, wie z. B. Hofrath Semmelziege's Erzählung von ſeinen ehemänniſchen Miſſgeſchicken im „Däumchen", Feinſchmeckern von Leſern ſtets angenehm auf der Zunge prickeln wird. Grabbe's Humor dagegen wirft mit Felsſtücken oder auch mit leeren Weinflaſchen um ſich und iſt mehr lärmend als luſtig. Seine Ironie hat Bärentatzen und ſeine Scherze machen weniger lachen als frieren.

Wie wenig das Leichte, Lyriſche, Luſtige dem Genius Grabbe's zu Geſichte ſtand, zeigt ſo recht das ebenfalls in Berlin entworfene dramatiſche Märchen „Aſchenbrödel". Dieſe grabbe'ſchen Feen und Gnomen haben nicht eine Spur von Arielhaftem oder Puckiſchem. Es ſind plumpe Dinger, welche froſtige Witze machen und falſch ſingen. Ueberall in dem langweiligen Stücke, wo ſich der Dichter als Lyriker aufthun will, manifeſtirt er ſich als entſchiedener Nichtlyriker [1]). Ein Lied iſt ihm in ſeinem ganzen Leben nur

---

1) Als Beleg greif' ich aufs Gerathewohl folgende Strophen aus einem der Wechſelgeſänge heraus: —

Erſte Fee. Fühlſt du den Widerhall?
Was ſingt die Nachtigall?
Zweite Fee. Verſtehſt du's nicht?
Ihr Schlag iſt klar ja wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Glutgefunkel,
Entzündet mir die Bruſt.
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preiſ't der Liebe Schmerz und Luſt."
Erſte. Was will der Duft der Roſe?
Zweite. Er iſt der Roſe Stimme
Und voll Gekoſe
Ruft ſie dem Sonnengotte zu:
„Ich ſchlief im grünen Kleide,
Verloren iſt die Ruh',
Denn mich erweckteſt du!
Oh, Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend
Schwillt mir der Buſen ſchamerröthend."

einmal gelungen: der Schlachtgeſang der ſchottiſchen Hochländer im 5. Akt des „Napoleon“, in welcher Dichtung ſich ja auch die beſten Auslaſſungen des grabbe'ſchen Humors finden. Dieſer vermochte wohl dann und wann einen Witz hinzuſchleudern, an welchem Gullivers Rieſen ihre Seelenfreude gehabt hätten, aber er war zu brüchig, zu ungeſchlacht, zu groteſk, um Schönes im Zuſammenhange, um ein humoriſtiſches Kunſtwerk zu ſchaffen. Der erträglichſte humoriſtiſche Verſuch Grabbe's iſt noch der tolle Operntext „Der Cid“, natürlich nicht ernſt gemeint, ſondern eine giganteſk-ſpaſshafte Verhöhnung der Operntextbücher [1]).

Einen dichteriſchen Wurf hat unſer Dietrich Chriſtian in Berlin gethan, der, ſo er an's Ziel gelangte, zweifelsohne überhaupt ſein bedeutendſter geweſen wäre: den tragiſchen Wurf „Marius und Sulla“. Leider klafft in Grabbe's Dichtungen, auch bei den zu Ende geführten, zwiſchen Abſicht und Ausführung, Wollen und Vollbringen meiſt ein tiefer Spalt. Die Entwürfe zu ſeinen Werken verhielten ſich zu dieſen ſelbſt wie des Dichters majeſtätiſche Stirne zu ſeinem verkümmerten Kinn oder zu ſeinem unſchönen Mund ſich verhielt: — „disjecta membra poetae“. In Wahrheit, man ſpürt in den grabbe'ſchen Dramen, wenig-

---

Gnom. Ich merke hier Spektakel —
Mirakel, oh Mirakel!
Die ſind nicht häſslich,
Doch ich bin auch nicht gräſslich.
Ich werde hier pouſſiren
Und werde reuſſiren.
Die da! welch' eine Pfot' und welche Waden!
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut ſich keinen Schaden,
Oh, wär' auch ich ſo leicht und ſo geſchwind!

1) Gottſchall hätte den „Cid“ in die Sammlung der grabbe'ſchen Werke aufnehmen ſollen. Er irrte, wenn er annahm (Einleitung, S. 33) die Handſchrift ſei verloren gegangen. A. Mueller hatte dieſelbe im 1. Baude ſeines Sammelbuches „Moderne Reliquien“ (1845) abdrucken laſſen. Die Blumenthal'ſche Ausgabe bringt den „Cid“ im 4. Bande.

ſtens in den bedeutenderen, überall den Poeten, einen Poeten ſogar, der die großartigſten Anläufe zur Löſung höchſter Probleme der tragiſchen Dichtung nicht nur unternimmt, ſondern auch durchführen zu können ſcheint; aber überall vermiſſt man den ordnenden, ruhig abwägenden, die ungeſtümen Sonnenroſſe der Phantaſie maßvoll zügelnden Künſtlerverſtand. Grabbe's Muſe war eine ſtolzgebaute Rieſin, aber den Gürtel der Schönheit hat ſie nie getragen.

Wäre die Tragödie „Marius und Sulla" ſo ausgeführt und vollendet worden, wie ſie angelegt iſt, ſie würde in der deutſchen Literatur daſtehen als ihr echteſtes hiſtoriſches Trauerſpiel. Aus den fertiggedichteten Scenen athmet ein kräftiger Hauch ſhakſpeare'ſchen Geiſtes. Vollendet, müſſte dieſe Dichtung den Römerdramen des großen Briten völlig ebenbürtig zur Seite getreten ſein. Ja, es hätte dieſelben, der vorliegenden Skizzirung des Ganzen nach zu ſchließen, an Einheit des Grundgedankens wie an Geſchloſſenheit der Architektur ſogar hinter ſich gelaſſen. So, wie es iſt, ſchließt das Fragment mit einer jener prächtigen Hyperbeln, über welche Grabbe immer zu verfügen hatte. Sulla zieht nach der Niedertretung aller Feinde triumphirend in Rom ein und

„Der Erdball liegt wie ein
Gekrümmter Sklave unter ſeinem Fuß;
Lautjauchzend wie den Wetterſtral der Donner
Begrüßt das Volk ſein Lächeln . . ."

Seltſam, gerade zur Zeit, wo Grabbe, am Marius und Sulla ſchaffend, nicht erfolglos ſtrebte, mit dem Schöpfer des Koriolan und Julius Cäſar wetteifernd zu ringen, ſchrieb er ſeine Abhandlung „Ueber die Shakſpearemanie", ein geiſtvolles Kurioſum, welches aber vor allem beweiſ't, daß er den engliſchen Dichter denn doch viel beſſer ſtudirt hatte als hunderte von zunftmäßigen Kritikern, von denen dem erſten der zweite, dieſem der dritte u. ſ. w. bis zum hundertſten und tauſendſten einer dem andern gedankenlos faul nachſchwatzt. Neuerdings hat ſich bekanntlich Rümelin das Verdienſt erworben, mittels ſeiner „Shakſpeareſtudien

eines Realisten" den übermäßigen, häufig geradezu ins Narrenhafte überschlagenden Shakspearekult auf das richtige Maß zurückzuführen und der namentlich durch Gervinus dogmatisirten Shakspeareabgötterei gehörig den Text zu lesen. Nun wohl, lange vor dem Realisten hat Grabbe in seiner Abhandlung gegen diese zuerst von unsern impotenten Romantikern aus Neid auf Schiller angegebene Abgötterei gar manchen wohlbegründeten Einwurf vorgebracht und gezeigt, daß eben auch an der Sonne Shakspeare nicht alles Gold sei, sondern viel Messing mit unterlaufe. Im übrigen wurde selbstverständlich der wahren und wirklichen Größe Shakspeare's die gebührende Huldigung dargebracht und diese oder jene Seite solcher Größe durch Grabbe in die richtige Beleuchtung gerückt.

Sieht man den Lebenswandel an, welchen der Dichter in Berlin führte, so muß man sich verwundern, daß er Zeit und Stimmung zu den erwähnten Entwürfen und Arbeiten — wozu noch der Plan zu dem kleinen tragischen Spiel „Nannette und Marie" kam — zu finden vermochte. Denn dieser Lebenswandel war zügellos und aufreibend im höchsten Grade, wechselnd nur zwischen der Aufregung der Orgie und der Erschlaffung des Katzenjammers, ein wüstes Stück „Genialität".

Der irrlichtelirende Dietrich Christian war Mitglied einer Bande von Poetastern, Kritikastern, Philosophastern und sonstigen Phantastern geworden, welche sich alle mögliche Mühe gab, ein schwächliches Nachspiel zum „Sturm und Drang" der Götz- und Wertherzeit in Scene zu setzen. Borch, Köchy, Gustorff, Robert (der Bruder Rahels), Uechtritz und Heine gehörten dieser Bande an, welche sich in Berlin aufthat, kurz nachdem der Kater-Murr- und Meister-Floh-Hoffmann an der Rückenmarksdarre gestorben war, die er sich mittels der in Gemeinschaft mit Ludwig Devrient ausgestochenen „Elixiren des Teufels" und mittels sonstigen Alkohols angetrunken hatte. Von diesen epigonischen Kraftgenies sind zwei, Robert und Uechtritz bekannt, und zwei, Grabbe und Heine, berühmt geworden. Köchy, der Verständigste in der Sippschaft, scheint in dieser ungefähr die

Rolle gespielt zu haben, welche in der weiland rhein- und mainländischen Dichtergenossenschaft Heinrich Merck innehatte. Im übrigen hat sich zwischen diesen nachgedruckten „Titanen" kein dauerndes und festes Verhältniß gebildet. Wir sehen da nur eine flüchtig-gemeinsame Bummelei und keine Spur von jenen edlen, fördernden und fruchtbaren Freundschaften, wie das 18. Jahrhundert sie gestiftet hatte.

Derweil war Grabbe mit den Geldmitteln, seinen kraftgenialen Lebenswandel fortzusetzen, zu Ende. Nachdem er verschiedene halbe und ganze Verzweifelungssprünge gemacht — der skurrilste war der bekannte, angeblich aus Mangel an einer Feder mit einem „Span" geschriebene Bettelbrief an den damaligen Kronprinzen von Preußen — musste von Berlin geschieden sein. Die Schauspielerberufsratte rumorte wieder unter der Schädeldecke des Zerfahrenen und trieb ihn nach Dresden, wo ihn Tieck mit dem Theaterintendanten Könneritz in Beziehung setzte. Tieck scheint für eine Weile an dem absonderlichen Menschenkinde aus dem teutoburger Walde ein ironisches Behagen gefunden zu haben, das freilich nicht lange vorhalten konnte. Natürlich offenbarte sich die erwähnte Ratte beim leisesten Versuch einer Probe sofort als das, was sie war. Die Hoffnung, als Regisseur beim Theater angestellt zu werden, musste ebenfalls fehlschlagen und nach drei Monaten erkannte Grabbe, daß er seinen Wanderstab weitersetzen müsste. Er ging noch so zu sagen im Zickzack um das „verwünschte" Detmold herum, musste aber schließlich doch hinein. Unterwegs in Leipzig, von wo er nach Braunschweig und Hannover dämmerte, hatte er noch einen superlativischen Grabbeismus verübt. Er saß in Gohlis beim Bier und Eierkuchen, als ein leipziger Herr, welcher ihn von früherher kannte und sich ihm sehr theilnehmend bezeigt hatte, hereintrat, sich zu ihm setzte und ein freundschaftlich Gespräch begann, welches aber der Dichter unterbrach, den Herrn Rath von der Seite anschnaubend: „Gott, oh Gott! Lassen Sie mich doch zufrieden! Der schöne Eierkuchen wird mir ganz kalt durch Ihr ewiges Sprechen. Ich habe jetzt keine Zeit zum Zuhören."

5.

In abgeriſſenen Kleidern und mit abgeriſſenerem Gemüthe kehrte Grabbe in ſeine Vaterſtadt zurück. Wie der Heimgekehrte geſtimmt war, merkt man, wenn er alten Bekannten auf ihre freundlichen Begrüßungen mit gelangweiltem Geſichte die ſtehende Antwort gab: „Ei ſieh', ich meinte, du wäreſt ſchon längſt geſtorben.“ Im Sommer von 1824 beſtand er das juriſtiſche Examen, welches im Reiche Lippe eben kein Examen rigoroſum geweſen ſein mag, und begann als Advokat zu prakticiren, daß Gott erbarm'! Sonſt hielt er ſich möglichſt abſeits der Leute, ſogar im Wirthshaus. Mitunter grabbeiſirte er freilich daſelbſt exploſiviſch genug. Machte ſich z. B. eines Tages ein detmolder Magiſter des Langen und Breiten mit einer Schoppenſtecherrede über Shakſpeare mauſig, als unſer Dietrich Chriſtian aus der Ecke, in welcher er geſeſſen, plötzlich lapidariſch hervorfuhr: „Sie und Shakſpeare? Sie verſtehen ja gar nichts vom Shakſpeare!“ Später, nachdem er berühmt geworden, hat er einmal einen durchreiſenden berliner Studenten, deſſen Bewunderungsphraſen ihn langweilen mochten, in die Wange gebiſſen mit den Worten: „Da haben Sie ein Zeichen meiner Hochachtung.“

Dem Dichten nicht nur, ſondern auch der Theilnahme für literariſche Dinge überhaupt ſchien er während der erſten Zeit nach ſeiner Heimkehr ganz entſagt zu haben. Langten Briefe von ſeinen berliner Kumpanen an, ſo warf er ſie uneröffnet beiſeite. Man hätte glauben können, der Dämon in Grabbe habe ſchon gänzlich ausvulkaniſirt und nur eine todte Schlacke zurückgelaſſen. Dem war aber nicht ſo. Zwar hat er, nachdem es ihm misſlungen, eine Gehilfenſtelle beim Archiv zu erhalten — ſein alter Gönner Kloſtermeier hatte ihn dazu vorgeſchlagen — in völliger Hoffnungsloſigkeit wiederholt in ſein Tagebuch geſchrieben: „Wär' ich todt, es wär' mir lieb; lebt' ich nie, es wär' mir lieber.“

Aus dieſer trägen Verlorenheit riß ihn ein buchhändleriſcher Einfall heraus. Einer ſeiner leipziger Bekannten, Kettembeil, hatte eine Buchhandlung in Frankfurt erworben, und machte dem Dichter das Anerbieten, ſeine fertigen Manuſkripte, insbeſondere das des Gothland, zu drucken. Grabbe ging auf dieſe erſte günſtige Wendung ſeines Geſchickes mit einem Eifer ein, welcher zeigte, daß ſein Peſſimismus zu dieſer Zeit denn doch mehr nur ein anempfundener als ein eingelebter war, und zudem: „Dichter lieben nicht zu ſchweigen; wollen ſich der Menge zeigen". Im Jahre 1827 erſchienen dann die „Dramatiſchen Dichtungen von Grabbe", 2 Bände, welche den Gothland, den Torſo Marius und Sulla, ferner Nannette und Marie, die Komödie Scherz, Satire und Ironie, ſowie den Aufſatz über den Shakſpearewahnſinn enthielten. Des Dichters Ruf war damit gemacht. Dumme Kritikjungen ſchrieen ſogar aus voller Kehle, in dem Schöpfer des Gothland ſei der deutſchen Literatur ein „Meteor" von byron'ſcher Größe aufgegangen.

Unter ſothanen Umſtänden wurden die guten Detmolder förmlich ſtolz auf „unſer Genie" und der Ruf deſſelben drang ſogar bis zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbſtherrſcher von Lippe thronte. Sereniſſimus geruhte zu geruhen, daß auch der Staat den literariſchen Verdienſten „unſeres Genie's" ſeine Anerkennung zollen müſſte, und wie in der Flachſenfingerei ſelbſt das Gute und Löbliche faſt immer mit Nothwendigkeit in der Ausführung zu einer Karikatur wurde und wird, ſo geſchah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht geweſen, für einen Dietrich Chriſtian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde i. J. 1827 zum Auditeur des lippe'ſchen Heeres, will ſagen Bataillons ernannt und er hat ſich dann auch als ein nie dageweſens und ſchwerlich jemals wiederkommendes Unikum von Auditeur dargeſtellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachſicht eine erklecklich lange Zeit amten, wie ſein Humor es ihm eingab, und dieſer gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie ſie in deutſchen Amt-

ſtuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden [1]).

Abgeſehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich ſolche dämoniſche Naturen überhaupt glücklich ſein könnten. Sie können es nicht, weil das höchſte wirkliche Glück, das dem Menſchen beſchieden, jener höchſte Grad von Reſignation iſt, welcher ſchon an die Todesruhe gränzt und alle die Gemeinheit der Welt höchſtens noch eines traurigen Lächelns gränzenloſer Verachtung würdigt. Dieſe Reſignation iſt es auch allein, welche jenen durch nichts zu erſchütternden Muth verleiht, ohne Furcht wie ohne Hoffnung den Stein des Siſyphus zu wälzen, d. h. das Gute zu wollen und das Rechte zu thun.

In dem abſonderlichſten aller Auditeurs begann auch die Dichterader wieder zu pulſiren und zu quillen. Im Sommer von 1828 wurde die Tragödie „Don Juan und Fauſt" geſchaffen, ein kühner und der Hauptſache nach auch gelungener Verſuch, das Klagewort von Göthe's Fauſt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Bruſt!" originell zu gloſſiren. Grabbe verkörperte dieſe zwei Seelen in den Geſtalten ſeines Don Juan und ſeines Fauſt. Jener iſt der reſolute ſüdliche Genußmenſch, dieſer der dem warum des warum nachgrübelnde nordiſche Träumer und ſo vertreten die beiden die zwei Seiten des Weltſchmerzes: den raſtlos vorwärts ſtürmenden Trieb nach Glück und Genuß und die dicht hinterher hinkende Erkenntniß, daß Glück und Genuß auch nur eine Seifenblaſe. Als den genialſten Zug in dieſer Dichtung hat man mit Recht *den* hervorgehoben, daß Donna Anna ſich unverkennbar weit mehr zu dem lüderlichen Realiſten Don Juan als zu dem erhabenen Idealiſten Fauſt hingezogen fühlt, wie man ja übrigens auch beim Mozart aus den Verwünſchungen der Donna gegen

1) Man leſe z. B. bei Ziegler (a. a. O. S. 85 fg.) die tolle Scene, wie Grabbe in Unterhoſen und darüber gezogenen ſchwarzſeidenen Strümpfen, im rothkattunenen Nachtkamiſol und darüber gehängtem ſchwarzem Frack zwei Officieren den Dienſteid abnahm.

den Wüſtling das „Küſſe mich noch einmal!“ deutlich genug heraushört. Es ſind Schönheiten in Grabbe's Dichtung, welche dieſelbe zwar nicht entfernt dem göthe'ſchen Fauſt, aber doch dem byron'ſchen Manfred zur Seite ſtellen. Als Drama theilt es jedoch die ſchon berührten Grundgebrechen der grabbe'ſchen Dramatik. Es iſt ſogar noch mehr centrifugal als andere Stücke des Dichters oder vielmehr es hat gar kein Centrum; denn daß ſchließlich Don Juan und Fauſt von einem und demſelben Teufel geholt werden, kann doch wohl nicht für ein Centralmotiv gelten. Auch geht den Figuren das rechte Leben ab. Ihre Erſcheinungsweiſe und ihre Sprechart decken ſich nicht. Alle Charaktere des Stückes ſind, ſcharf angeſehen, nur Marionetten. Man ſieht allenthalben den drähtelenkenden und hört überall den ſoufflirenden Dichter. Ja, wahrhaftig, beim Anblicke dieſes Don Juan, dieſes Fauſt, dieſes als ſchwarzer Ritter verkleideten Teufels muß man willkührlich an jene alten trockenen Holzſchnittebilder denken, welchen Papierſtreifen mit großbrockigen Sentenzen aus dem Munde hängen. Derſelbe Tadel trifft übrigens auch Byrons Manfred und Kain. Selbſt unter den Dichtern höchſten Ranges haben nur wenige es vermocht, derartige Stoffe künſtleriſch zu bewältigen und die Träger metaphyſiſcher Probleme zu plaſtiſchen, feſt und voll zur ſinnlichen Erſcheinung kommenden Geſtalten herauszuarbeiten. Streng genommen, vollbrachten das nur Aeſchylos im Prometheus, Dante im Inferno, Shakſpeare im Hamlet, Cervantes im Don Quijote, Göthe im Fauſt und Mickiewicz im Todtenfeſt („Dziady“). Die vollendetſten aller dieſer Schöpfungen ſind zweifelsohne der ſpaniſche Hidalgo und der deutſche Mephiſto.

Im Winter von 1828—29 begann Grabbe die ausführende Arbeit an ſeinem beabſichtigten Tragödienchklus „Die Hohenſtaufen“, mit welchem Stoffe ſich gleichzeitig auch andere deutſche Dichter, insgeſammt dazu angeregt durch Raumers Geſchichtewerk, beſchäftigt haben. So der arme Waiblinger, ein der grabbe'ſchen Art vielfach verwandter Epigone der Kraftgenialitätszeit, welcher damals in Rom

einem vorzeitigen Grab auf dem Friedhof bei der Pyramide des Ceſtius zuſtürmte, den er vorahnend in dem ſchönſten ſeiner Lieder gefeiert hatte. Grabbe hat freilich nur zwei Stauferdramen fertiggebracht: „Friedrich Barbaroſſa“ und „Heinrich der Sechſte“; aber die ſind denn doch edles Korn, vollends verglichen mit der vielen Spreu in Raupachs Hohenſtaufen. Unſer Dietrich Chriſtian verhält ſich zum Raupach wie Gutenberg zu einem Schnellpreſſetreiber, Watt zu einem Lokomotivführer und Arkwright zu einem Baumwollefabrikanten oder auch wie Rheinwein zu Dünnbier, wie Mokka zur Cichorie, wie die echte Havanna zur nachgemachten Grandſon. Scenen wie die zwiſchen Heinrich dem Löwen und Mathildis im Barbaroſſa (A. 5, Sc. 2) und die zwiſchen Kaiſer Heinrich und dem ſterbenden Welfenherzog in Heinrich dem Sechſten (A. 3, Sc. 2) konnte nur ein Dichter von echt dämoniſcher Sehergabe denken und darſtellen. Hier entſpricht der Größe des Wurfes die Großartigkeit der Ausführung durchaus und vollkommen. Nirgends auch iſt Grabbe ſo ſehr Dramatiker wie in dieſen beiden Stücken. Dieſelben gehören unzertrennlich zuſammen, ſind eigentlich nur eins: im Barbaroſſa knotet ſich die tragiſche Schuld, im Kaiſer Heinrich vollzieht ſich die Sühne. Der Schöpfer dieſer beiden Dichtungen, in welchen ſich ein edler Vaterlandsſtolz hoch aufrichtet, ſollte in Deutſchland nie vergeſſen werden [1]).

---

1) Ein echtgermaniſcher Zug, die gemüthliche Fürſorge für die Thiere, wie die romaniſchen Nationen ſie gar nicht kennen, ſpringt uns aus nachſtehendem Geſpräche zwiſchen den beiden ſächſiſchen Landsknechten Landolf und Wilhelm (im Barbaroſſa) entgegen. „W. Die Freude lacht dir ja aus dem Geſicht. — L. Ich habe endlich ein bißchen Hafer für die Liſe aufgetrieben und ſie knuſpert darin, daß ſich das Herz umkehrt vor Vergnügen. — W. Ja, es geht nichts über das Knuſpern von ſo einem Pferde. Ohne das kann ich nicht ſchlafen. Wie geht's deinem eigenen Magen? Ich hungere verflucht. — L. Mein Magen iſt leer wie die Welt vor ihrer Erſchaffung. Aber die Liſe thut ſich doch einmal gütlich!“ — — Von echt dichteriſchem Inſtinkte zeugte es, daß Grabbe einmal den ſtahlharten, von aller Sentimentalität himmelweit entfernten Kaiſer Heinrich unverſehens in das Wort ausbrechen läſſt: „Nichts doch edler als ein deutſches

Einer der eigenartigſten Vorzüge Grabbe's iſt ſein Vermögen, Maſſen dichteriſch wirkſam in Bewegung zu ſetzen. Von deutſchen Dichtern kommt ihm hierin nur einer gleich, Schiller, welcher dieſe Kunſt nach kleinerem Maßſtab in der Bankettſcene im Wallenſtein, nach größtem in der Landsgemeindeſcene auf dem Rütli im Tell bewunderungswürdig bewährte. So that auch Grabbe. Schon in den Staufer-dramen, noch mehr aber in ſeiner zunächſt vorgenommenen und vollendeten Dichtung. Seine Kraft der Hervorbringung war zu jener Zeit ſo recht im Fluß und Guß und Schuß und unmittelbar nach Vollendung Heinrichs des Sechſten hob er im Januar von 1830 „Napoleon oder die hundert Tage" zu dichten an. Aber dies Werk markirte keinen künſtleriſchen Vorſchritt, im Vergleich mit dem zweiten Stauferdrama ſogar einen entſchiedenen Rückſchritt. Es zerfährt und zerfaſert ſich zu einer dialogiſirten hiſtoriſchen Novelle. Wie man dieſes „Drama in 5 Aufzügen" auf-führen ſollte, iſt rein undenkbar. Die Form iſt demnach grundverfehlt und ganz unhaltbar. Nimmt man aber von dem Anſpruch der „Hundert Tage", ein Drama vorſtellen zu wollen, Abſtand, ſo haben wir eine Reihenfolge von Genrebildern aus dem Volks- und Hofleben, von Intriken-ſpielen und Lager- und Schlachtſcenen vor uns, welche zu

---

Herz!" Im Don Juan und Fauſt iſt eine der ſchönſten Stellen die, wo der letztere vom deutſchen Heimweh angefaſſt wird —

„Was iſt mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beſeligen;
Verrätherei, die Fremde vorzuziehen!
Nicht Fauſt wär' ich, wenn ich kein Deutſcher wäre.
Oh, Deutſchland! Vaterland! die Thräne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke.
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines! Stolz
Und ſtark, umkränzt von grünen Reben, tritt
Der Rhein dem unverdienten Untergang
In Niederlandens Sand entgegen, kühn
Und jauchzend ſtürzt die Donau zu dem Aufgang —
Unzähl'ge deutſche Adern rollen grad'
So ſtolz und kühn wie Deutſchlands Ströme!"

den besten Schildereien gehören, die überhaupt existiren. Es sind Kabinettstücke vom höchsten Werthe darunter, z. B. die 4. Scene des 3. Aufzugs, wo die Erbärmlichkeit des bourbonischen Schranzenthums und die der napoleonischen Landsknechtschaft gleich meisterlich zu ergötzlicher Anschauung gebracht ist. Das ganze Stück, so wie es steht und liegt, muß anerkannt werden als die weitaus bedeutendste dichterische Transfiguration des Napoleonismus. Damit verglichen, ist alles, was französische, italische und englische Poeten zur Kennzeichnung des großen Despoten und des napoleonischen Frankreichs aufgebracht haben, nichts als Zuckerbäckerwaare; selbst Manzoni's und Byrons berühmte Napoleonoden nicht ausgenommen. Von Lamartine's, Quinets und Hugo's geschwollener Floskelei wollen wir gar nicht reden. Der letztgenannte, in Folge kläglicher Unwissenheit sein zweifelloses Genie meist missbrauchend, um poetische Missgeburten zu zeugen, hat viele hundert Ellen vom besten französischen Bombast verschwendet, um nacheinander das Bourbonenthum, den Napoleonismus, den Louis-Philippismus und den Republikanismus glorificirend darein zu wickeln. Wenn man die ungeheuerliche Phraseologie seiner in den 30ger Jahren verfertigten Napoleonkulthymnen näher ansieht, so grinst einem aus denselben schon der Hugo von 1870 entgegen, — der Hugo, welcher proklamirte: „Ich habe meinen Namen vergessen, ich heiße jetzt Vaterland; ich bin ganz Bajonnett, ganz Kanone, ganz Mauer!" — der Hugo, welcher es, wie ich anderwärts bemerkte, vollmäßig verdient hat, daß man mit Travestirung des bekannten shakspeare'schen Verses von

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend" —

von seinen angeblich patriotischen, in Wahrheit aber thorenbübischen Ausfällen gegen Deutschland sage:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd . . . .

Grabbe hat in der Manier seines „Napoleon" später noch zwei dialogisirte Historien geschrieben, den „Hannibal" und die „Hermannsschlacht". Von beiden Dichtungen lässt

ſich daſſelbe ſagen, was von jener geſagt worden iſt. Große hiſtoriſche Blicke, gewaltige poetiſche Würfe, markig-wuchtige pſychologiſche Züge überall; aber kein Verſtehen, kein Verſtehenwollen der dramatiſch-künſtleriſchen Nothwendigkeiten. Hervorzuheben ſind die zwei weiblichen Figuren Alitta im Hannibal und Thuſnelda im Hermann: von ſämmtlichen grabbe'ſchen Frauengeſtalten ſind dieſe beiden am beſten „herausgekommen". Freilich verlieh des Dichters mehr und mehr zunehmende Sucht, allfort lapidariſch zu charakteriſiren und ſeine Perſonen ſo zu ſagen nur noch Granit ſprechen zu laſſen, auch dieſen beiden Geſtalten etwas Steinernes. Beide ſind zudem Mannweiber, welche an die mannweiblichen Heldinnen Arioſto's unliebſam erinnern. Nie war der arme Dietrich Chriſtian im Stande, eine Frauengeſtalt zu ſchaffen, in welcher ſich anmuthig-beſcheidene Zartheit mit dem kräftigen Aufſchwung idealer Geſinnung verbunden hätte, eine Frauengeſtalt, wie ſie Wordsworth ſich eine gedacht hat, als er die ſchöne Strophe ſchrieb:

„A violet by a mossy stone,
Half hidden from the eye;
Fair as a star, when only one
Is shinning in the sky."

Der Verlockung zum Fratzenhaften gab Grabbe jetzt mehr und mehr nach, wie unter anderem die Schilderung des Mittageſſens in Hermanns Hof oder die Beſchreibung, wie die karthagiſchen Oligarchen ihre Häuſer zu Mäuſefallen für ihre Gegner einrichten, beweiſen können. Auch im Kyniſchen ließ der Dichter immer zwangloſer ſeinen Dämon aus. Die Scene in der Hermannsſchlacht, wo „die Klopp" ihre Vaterſchaftsklage gegen den „Katermeier" bei dem römiſchen Prätor anbringt, ſieht auf's Haar einer ſchadenfrohen Satire auf die berühmte Stelle in der Germania ähnlich, wo Tacitus die Keuſchheit der deutſchen Mädchen preiſ't. In der urſprünglichen Handſchrift des Hannibal kamen Naturlaute vor, wie ſie zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der wiener Hannswurſtkomödie bräuchlich waren. Die karthagiſchen Generale wollen Kriegsrath halten und während

ſie hochweiſe berathen, geht Hannibal beiſeite mit den Worten: „Wartet mal, ich muß erſt mein Waſſer abſchlagen.“ Bevor er dann Italien verläſſt, verrichtet er noch Unbeſchreibliches und ſagt: „Das iſt mein Denkmal, welches ich hier hinterlaſſe“ ... Trotzdem hielt der Dichter als ſolcher ſtets an dem Axiom feſt: „Groß ſein heißt, nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen“ — und trug ſich zur Zeit, wo er im Vollſaft ſeines Wollens und Könnens ſtand, mit den großartigſten tragiſchen Entwürfen. So beabſichtigte er, eine Tragödie „Alexander der Große“ und eine weitere „Jeſus“ zu dichten, und jedenfalls wäre Grabbe mehr als irgendeiner ſeiner Zeitgenoſſen der Mann geweſen, ſolchen Problemen gerecht zu werden [1]). Dazu würde aber erforderlich geweſen ſein, daß des Dichters Leben nicht ſelber zu einer Tragikomödie geworden wäre, zu einem tollen Miſchmaſch von tragiſchen Motiven und barocken Vorkommniſſen, welches Wirrſal einem kläglich-fratzenhaften Ende zuſchwankte.

---

1) Der Dichter pflegte, bezeichnend genug für ſeine Art zu arbeiten, ſeine Werke auf Papierſchnitzel zu ſchreiben, wie ſolche ihm gerade zur Hand oder wie er ſie aus Aktenfaſcikeln oder Dienſtbüchern herausriß. Auf einem ſolchen Schnitzel hat ſich das folgende kleine Bruchſtück von der beabſichtigten Alexandertragödie erhalten.

Alexander. Wenn ich dich liebe, Thais, glaub' ich,
Es iſt die Welt mit all den brennenden
Geſtirnen!
Thais. König, flammt' ich überm Haupt
Dir doch wie die da! Eine Flamme würd'
Der Himmel ...
Alexander. Siehſt du den Oſt erröthen? Der
Iſt meine Braut.
Thais. Und ich?
Alexander. Du biſt ein Schimmer
Von ſeiner glühenden Wange.

6.

Von allen barocken Einfällen, welche unſer Dietrich Chriſtian jemals ausgehen ließ, war zweifelsohne der tollſte ſeine Heirat. Menſchen von ſeinem Schlage gelingt ſehr ſelten oder nie der „große Wurf“. Denn zum Gelingen gehören Frauen, wie ſie eben auch ſehr ſelten vorkommen. Wenn es beſonders gutgeht, eine auf zehntauſend. Lucie Kloſtermeier, welche zu heiraten Grabbe das Unglück hatte, war keine von den zehntauſenden, bewahre!

Die Billigkeit fordert jedoch, anzuerkennen, daß es wahrlich kein Spaß geweſen iſt, mit dem Dietrich Chriſtian zurechtzukommen. Eine gute Ehe iſt Gleichmaß, ein fortwährendes gegenſeitiges Zugeſtehen, Schonen und Verzeihen, ohne daß hiervon jemals die Rede wäre. Daß dem ſo ſein müſſte, davon hatte weder der Dietrich noch die Lucie auch nur die blaſſeſte Vorſtellung. Beide waren jähe, maßloſe Naturen und zur Steigerung der Unerquicklichkeit ihres Verhältniſſes war das Weib die ſtärkere Natur, welche es bald loshatte, daß ihr Eheherr von Charakter nur ein Waſchlappen.

Grabbe war erſt nach dem Tode des Archivraths Kloſtermeier im Sommer von 1829 mit der hinterlaſſenen Tochter deſſelben in nähere Beziehungen getreten. Lucie's Bildung imponirte ihm; außerdem war ſie eine hübſche Figur mit üppigen Formen. Er kam auf die unſäglich dumme Idee, das wäre eine Frau für ihn. Sie ihrerſeits, welche ein erkleckliches Stück von einem Blauſtrumpf war, fühlte ſich geſchmeichelt, daß ein berühmter Dichter ihr den Hof machte, obzwar dieſe Hofmacherei meiſt in grabbe'ſch-groteſken Formen vor ſich ging. Die erſte förmliche Werbung Grabbe's miſſlang jedoch. Das bureaukratiſche Blut der Frau Archivräthin empörte ſich gegen den Gedanken, daß ihre Tochter dem Sohne des Zuchthausvogtes angetraut werden ſollte, und maßen Lucie weit entfernt war, wirklich in ihren Bewerber verliebt zu ſein, ſo erhielt dieſer in aller Form einen Korb.

Der machte ihm freilich nicht viel zu ſchaffen. Seine Freiwerberei war ja nur die blanke Marotte geweſen. Jetzt aber verſchoß er ſich leidenſchaftlich in ein ſehr ſchönes Bürgermädchen, dem er von ſeiner Leidenſchaft ſo lange und ſo heiß vorzuphantaſiren wuſſte, daß die arme Henriette ſich zuletzt einbildete, auch ſie ſei verliebt. Die Folge war ein förmliches Verlöbniß, welches im Frühjahr von 1831 ſtattfand. Zur großen Genugthuung von Grabbe's aufrichtigen Freunden, welche überzeugt waren, Henriette würde dem Dichter eine behagliche Häuslichkeit bereiten und dadurch Ordnung in ſeinen Wandel und Frieden in ſein Gemüth bringen. Dieſe Hoffnung währte jedoch nicht lange. Henriette muſſte bald innewerden, daß weder Grabbe für ſie, noch ſie für Grabbe paſſte. Ihr ſolid bürgerlicher Sinn fühlte ſich abgeſtoßen durch die Kraftgenialitäten ihres Verlobten, welcher ſeinerſeits mitunter dem, was er die Philiſterei ſeiner Braut nannte, ſo recht mit Abſicht vor den Kopf ſtieß. Was ſollte z. B. ein ſchlichtdenkendes, aber richtig und warm fühlendes Mädchen dazu ſagen, wenn eines Tages, als ſie auf einem Spaziergang am Schloßgraben vorüberkamen, ihr Verlobter plötzlich zu haſeliren anfing und die Frage an ſie that: „Hör' mal, was würdeſt du wohl thun, wenn ich jetzt ins Waſſer ſpränge? Soll ich mal hineinſpringen?“ Henriette mochte denken: Springe du, wohin du willſt; ich aber will mich hüten, mit dir ins Ehebett, d. h. in mein Unglück zu ſpringen. Und ſie hütete ſich wirklich. Sie gab dem Dichter ſein Wort zurück, verließ ihre Vaterſtadt und ließ ſich durch keine Bemühung Grabbe's bewegen, ihm noch einmal Gehör zu ſchenken.

Nun geſchah das Dümmſte, Tollſte: unſer abermals bekorbter Dichter Chriſtian kehrte zur Lucie Kloſtermeier zurück und dieſe nahm den von der geſcheiden Henriette Aufgegebenen wohlwollend auf. Er begann ſeine Werbung um Lucie auf's neue und fand Gehör und Erhörung. Warum? Weil ein anderer Freier ſich nicht einſtellen wollte, weil Fräulein Lucie nachgerade ſich angealtjungfert fühlte und

in das Alter eingetreten war, wo man ſchlechterdings einen Mann erwiſchen muß, ſo man nicht ſitzen bleiben will. Sie wollte nicht ſitzen bleiben und im März von 1833 trat ſie mit Grabbe vor den Traualtar. Unter welchen Vorzeichen, macht die Thatſache klar, daß der Bräutigam beim Herausgehen aus der Kirche einem Bekannten zurief: „So, da haben wir nun das Unglück!“

In Wahrheit, ſie hatten es, er und ſie. Dieſe Ehe war in der Hölle geſchloſſen und wurde binnen kurzem, binnen ſehr kurzem eine richtige Hölle für die beiden Eheleute. Auf welcher Seite das größere Maß von Schuld, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Hätte Frau Lucie ein weniger kaltes Herz und einen weniger heißen Kopf beſeſſen, als ſie beſaß, ſo müſſte ſie unbedingt als der weniger ſchuldige Theil bezeichnet werden. Sie hätte dann wohl auch verſtanden, ihren Gatten davon abzuhalten, ſeine meiſte Zeit in der Kneipe zu verſitzen und ſich nach und nach um den geſunden Menſchenverſtand, um die Arbeitskraft und Arbeitsluſt, ſowie um die Achtung ſeiner Mitbürger zu trinken.

In der ſchönen polniſchen Ballade vom Hexenmeiſter Twardowſki ſpringt der Teufel, welcher ihn zu holen kommt, unverſehens aus dem Branntweinglas. Auch der Teufel, welcher dem Dietrich Chriſtian ſchließlich phyſiſch und moraliſch, ſo zu ſagen, das Genick brach, lauerte in den Weinflaſchen und Rumgläſern, ohne welche der beklagenswerthe Mann ſchon Vormittags nicht mehr ſein konnte.

Wie es mit ſeiner Ehe beſtellt war, beleuchtet ſcharf und häſſlich genug, was ſein Lebensbeſchreiber Ziegler bei einem Beſuch im grabbe'ſchen Hauſe ſah und hörte. Der Dichter hielt auf dem Hof eine Eule und eine Ente, an und mit welchen Thieren er die wunderlichſten Grabbeismen verübte und welche er allen Beſuchern zeigte. Auch Ziegler muſſte ſie ſehen. Grabbe ſtopfte zuerſt der Eule ein übermäßig großes Stück Fleiſch in den Hals hinein, dann holte er die Ente herbei und ſtieß ſie zu der Eule in den Käfig, um, wie er ſagte, die beiden Bieſter miteinander zu kopuliren. Er deklamirte in Karikaturmanier die Trauungsformel und

ſchrie der Ente zu: „Sag' ja!“ Die geängſtigte Ente machte Quak, quak! worauf der Poet: „Ha, Grabb, Grabb! Hörſt du? Das iſt ein Stich auf mich. Wart', du verfluchte Beſtie!“ Und er ſchlug das arme Thier, über welches nun auch die Eule wüthend herfiel. Lachend kreiſchte bei dieſem Anblick Grabbe ſeinem Beſucher zu: „Gehen Sie geſchwind zum Herrn Paſtor! Er ſoll hier eine Kopulation vornehmen. Es iſt eine Sünde und Schande, eine ſolche wilde Ehe!“ Derweil war Frau Lucie in den Hof gekommen und blickte mit ſchadenfrohem Kichern auf das verrückte Treiben ihres Gatten. „Ja, ja — ſagte dieſer — meine Frau geht gerade wie eine Ente. Komm, Ziegler, meine Frau will dir gern einen Kuß geben.“ Sie zierte ſich: „Ach, laſſ' doch Grabbe!“ konnte aber das Lachen nicht verhalten. „Ach, was — ſchrie er — du haſt es ja doch gern!“ Ziegler machte ſich mit möglichſt guter Manier davon. Von den zügelloſen Reden, welche Grabbe während der abendlichen Trinkgelage, die er in ſeiner Wohnung veranſtaltete, in Gegenwart ſeiner Frau losließ, wagt der Biograph kein Beiſpiel zu geben. Er ſagte nur: „Ja, es waren wunderbare Geſellſchaften, die kaum in denen der emancipirten Frauen von der ausgelaſſenſten Art ihr Gegenſtück finden möchten.“ Natürlich wechſelten dieſe Rauſchſtimmungen mit katzenjämmerlichen und in ſolchen warf dann der Dichter auf den nächſten beſten Papierfetzen Verſebriefchen an ſeine Frau, in welchen ſich der Säuferwahnſinn anzumelden ſchien [1]).

Bald kam es zwiſchen Mann und Frau zu den widerwärtigſten Auftritten, insbeſondere auch veranlaſſt durch die allerdings nicht ungerechtfertigte, aber taktlos und rück-

1) Zum Beiſpiel:

„Ach, Lucie!
Vor der Eh'
Da waren es ſüße Träume!
Nun blüh'n die Bäume —
Denkſt Geld!
Mein Herz iſt eine Welt,
Woraus es iſt zu preſſen;
Durch dich verdirbt das Eſſen.“

ſichtslos geübte und kundgegebene Fürſorge, welche Frau Lucie dem Gatten gegenüber hinſichtlich ihres beigebrachten Vermögens bethätigte. Mit dem ärgern und ärgſten Verfall von Grabbe's Ehe und Haushalt ging ſodann der ſeiner amtlichen Stellung Hand in Hand. Eine gränzenloſe Unordnung war allmälig in der Führung ſeiner Geſchäfte eingeriſſen oder vielmehr war dieſe Führung geradezu eine Nichtführung geworden. Man muß anerkennen, daß die lipper Regierung ſehr nachſichtig gegen den Dichter verfuhr und dem Unweſen zuſah, ſo lange es irgendwie anging. Zuletzt aber ging es ſchlechterdings nicht mehr und Grabbe erhielt im September von 1834 die wohlverdiente Entlaſſung mit der gnädigen Erlaubniß, Titel und Uniform als Auditeur beibehalten zu dürfen. Hierauf hat ſich der Dichter des Marius und des Napoleon nicht wenig eingebildet; ſo wunderlich miſchten ſich in dieſem Kraftgenie und Schwachmattikus die Elemente.

Begreiflich, daß Detmolds Boden jetzt dem unglücklichen Manne unter den Füßen brannte. Gab ihm doch ſeine Frau deutlich genug zu verſtehen, daß ſie den wirklichen, nicht den abgeſetzten Auditeur Grabbe geheiratet hätte und daß es eine grobe Täuſchung, falls er etwa wähnte, von ihrem Eingebrachten zehren zu können. Er entſchloß ſich, dem „undankbaren" lippe-detmolder Vaterlande den Rücken zu kehren und anderwärts beſſere Sterne zu ſuchen, die er aber nirgends finden konnte, weil er ſie nicht in der eigenen Bruſt trug. Am 4. Oktober von 1834 ſetzte er ſich in den Poſtwagen und fuhr gen Frankfurt am Main.

7.

Echt grabbe'ſch platzte er in die reſpektable frankfurter Welt hinein.

Wie er aus dem Poſtwagen geſtiegen, eilte er nach

der Wohnung eines ihm bekannten Profeſſors, welcher gerade zahlreiche Geſellſchaft bei ſich ſah. Ohne auf dieſe die geringſte Rückſicht zu nehmen, ging Grabbe auf den Hausherrn zu und ſagte laut und lachend: „Ich komme ſo eben von der Poſt. Sie werden erſtaunen, mich hier zu ſehen. Ich habe Detmold verlaſſen. Mein Weib, mein böſes Weib hat mir die Hölle ſo heiß gemacht, daß ich alles aufgegeben habe und davongegangen bin.“

Wer ſich ſo in Frankfurt einführte, konnte ſich in dieſer Stadt keine dauernde Stätte gründen. Grabbe brachte es demnach zu gar nichts, als daß er in den frankfurter Kneipen für eine kurze Weile die maulaufſperrende Ver- und Bewunderung etlicher Schöngeiſter von niederer Sorte erregte, welchen er durch das Hinſchleudern von Kraftgenielapidarworten imponirte. Derartige Geſellen mochten es auch „ungeheuer genial“ finden, wenn Grabbe die arme Bürgersfrau, bei welcher er ſich eingemiethet hatte, ängſtigte, indem er, wann ſie auf ſein Zimmer kam, um daſſelbe aufzuräumen, die Thüre abſchloß, zwei Piſtolen auf den Tiſch legte und die Erſchrockene zwang, ihm aus Geſangbuch und Bibel ſtundenlang vorzuleſen, während er auf dem Sopha ſaß und „mit der ernſthafteſten Miene von der Welt die gottloſeſten Fragen dazwiſchenwarf“.

Aber es war nicht mehr an der Zeit, Sturm und Drang zu ſpielen in der Weiſe von Klinger und Lenz, von welchen beiden Stürmern und Drängern unſer Dietrich Chriſtian auch als Poet ein potenzirtes Gemiſche geweſen iſt: — Titanismus und Barockheit, weltſchmerztragiſches Pathos und Kneipgenieſtreichemacherei.

Eine gutmüthige Oeſtreicherſeele, Eduard Duller, welcher damals in Frankfurt den „Phönix“ herausgab, nahm ſich Grabbe's liebevoll an, ermunterte ihn zum arbeiten und ſuchte ihn nach Kräften aus der Atmoſphäre von Weindunſt, Tabaksdampf und Bummelwitz herauszureißen. Allein der gute Duller war dazu lange nicht ſtark genug und überhaupt war niemand mehr ſtark genug dazu. In einem lichten Augenblicke merkte Grabbe, daß ſeine Gaſtrolle in der Main-

ſtadt ausgeſpielt ſei. Die Schoppenſtecher von Bewunderern ließen ihn fahren und fallen, ſowie der Umgang mit ihm den Reiz der Neuheit verloren hatte. Von einer Erfüllung ſeiner Hoffnung, eins oder das andere ſeiner Stücke die frankfurter Bühne beſchreiten zu ſehen, war auch nicht entfernt die Rede. Nun kam der übelberathene und überhaupt nicht zu berathende Dichter auf den Einfall, ſich nach Düſſeldorf an Karl Immermann zu wenden, deſſen perſönliche Bekanntſchaft er früher gelegentlich gemacht hatte. Hervorgerufen mochte dieſer Einfall dadurch ſein, daß Immermann in Nachahmung der Bemühungen Göthe's und Schillers um das weimarer Theater damals eifrigſt arbeitete, das düſſeldorfer zu einer Muſterbühne zu machen. Grabbe bildete ſich ein, Immermann würde ſich beſtimmen laſſen, unter anderen manchen theatraliſchen Experimenten auch das der Aufführung grabbe'ſcher Dramen zu machen. Er ließ einen Noth- und Hilferuf nach Düſſeldorf abgehen und Immermann beantwortete denſelben mit einer freundlichen Einladung.

Hilfegeſuch und Einladung, beides war gleich thöricht. Wenn je zwei Menſchen nicht zu und für einander paſſten, ſo waren es der preußiſch-ſtramme, ſteifnackige, ordentliche, wohlgebürſtete und wohlraſirte Oberlandesgerichtsrath Immermann und der flachſenfingiſch-zerfahrene, ſchwabbelige, ſo zu ſagen aus allen Nähten gegangene, ſchmierärmelige und ſtoppelbärtige Ex-Auditeur Grabbe. Es war da von vornherein gar keine Möglichkeit vorhanden, daß ſich zwiſchen den beiden Dichtern ein auch nur halbwegs erquickliches Verhältniß würde herſtellen und behaupten laſſen. Freundſchaften wie die zwiſchen Göthe und Schiller gehören überhaupt zu den ſeltenſten Erſcheinungen auf Erden. So ein Phänomen kehrt im günſtigſten Falle alle paarhundert Jahre einmal wieder. Immermann hatte aber neben anderen Grillen auch die pädagogiſche unter der Schädeldecke, wie ſich denn in mehr als einem ſeiner Werke ein gewiſſer Schulmeiſterton unangenehm macht. Auf der anderen Seite freilich haben wir gerade dieſem pädagogiſchen Tik des

Schöpfers vom Merlin und vom Alexis jene klassische Karikatur des überstiegenen Schulmeisterthums zu verdanken, die Figur des Schulmeisters Agesel im Münchhausen, neben dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth die am meisten realpoetische aller immermann'schen Gestalten.

Immermann, welcher selber bedeutend genug war, um Grabbe's Bedeutung neidlos anzuerkennen, mochte hoffen, das verwilderte Genie erziehen zu können, und man muß sagen, daß er, nachdem sein Erziehungsobjekt zu Ende Novembers von 1834 in Düsseldorf angelangt war, auf dieses Geschäft die redlichste Mühe verwandte. Er bemutterte den unbehilflichen Bruder in Apoll förmlich und sorgte mit Rath und That für ihn. Auch suchte er den Dietrich Christian in dessen eigenen Augen wieder zu heben, indem er denselben in gute Gesellschaft, in wirklich gute Gesellschaft brachte. Namentlich dadurch, daß er seine Geliebte, die Gräfin Elise von Ahlefeldt vermochte, Grabbe in ihren Kreis aufzunehmen. Es muß sich wunderlich mitangesehen haben, wenn der Dietrich Christian mitunter einem Jucken nachgab, in die feinstilisirte, theearomatische Unterhaltung dieses Kreises plötzlich einen seiner nach Grog riechenden Gargantua-Witze hineinzuwerfen, und dann Immermann sofort strafend blickte und mahnend den Pädagogenfinger erhob und Grabbe gehorsam einen krummen Buckel machte und nur koboldisch in sich hineinzukichern wagte.

Den Winter über konnte sich Immermann schmeicheln, daß sein erzieherisches Experiment gelingen würde. Grabbe vollendete den Hannibal und sein Mentor schaffte für diese Dichtung sowie für das noch ungedruckte Märchendrama Aschenbrödel einen nach deutschen Begriffen nicht allzu knauserigen Verleger. Im Frühling von 1835 fühlte sich der Dietrich Christian verhältnißmäßig so befriedigt und behaglich, daß er mit Ernst und Eifer daran ging, seine Hermannsschlacht zu liefern.

Aber das alles konnte doch nicht dauern. Immermann hatte weder das Talent, noch die Geduld, ein Erziehungsproblem wie das vorliegende zu lösen, und Grabbe war viel

zu alt, ſich noch erziehen zu laſſen. Es war zu ſpät, viel zu ſpät.

Die erſten Verſtimmungen zwiſchen den beiden Poeten rührten davon her, daß Immermann ſchlechterdings keine Anſtalten machte, grabbe'ſche Stücke auf das von ihm geleitete Theater zu bringen. Verſuchen hätte er das ſchon können, da er ja mit ſeinen eigenen ebenfalls nur wenig bühnengerechten Dramen auch experimentirte. Der Verdruß, welchen Grabbe darüber empfand, verleidete ihm die Betheiligung an dem Geſellſchaftskreiſe ſeines Mentors. Hatte er ſich doch in dieſer Theeatmoſphäre von Anfang an entſetzlich gelangweilt und ſich Zwang anthun müſſen bis zum Kinnbackenkrampfkriegen. Gegner Immermanns mochten auch wohl den Dietrich Chriſtian bei Gelegenheit ins Ohr raunen, der Herr Oberlandesgerichtsrath habe ihn, den Dichters des Gothland, nur herkommen laſſen, um ihn als Lobpoſaune für die Schnurrpfeiferei des immermann'ſchen Theaterregiments zu gebrauchen und zu miſſbrauchen. So etwas brauchte man einem Menſchen, welcher allfort zwiſchen blinder Hingebung und blindem Argwohn hin- und herſchwankte, nicht zweimal zu ſagen. Er bethätigte ſeine Entrüſtung zunächſt dadurch, daß er ſeine Beſuche bei Immermann und der Ahlefeldt einſtellte, und weiterhin dadurch, daß er in Weinſpelunken, wohin er den Weg mit außerordentlicher Leichtigkeit wiederfand, groteſk-witzige Schnurren über das immermann'ſche Theater nach allen Richtungen hin losknallte. Immermann, welcher bekanntlich auch nicht zu den Sanftmüthigen gehörte, nahm das ſo übel, daß er dem Verhöhner mit gerichtlicher Klage drohte. Zur Ausführung dieſer Drohung kam es zwar nicht; aber in Immermann verlor Grabbe doch ſeinen letzten Halt, und ſobald ſich ihm dieſer verſagte, ging das Sinken und Verſinken unaufhaltſam weiter.

Noch trug ſich der verlorene Mann, über welchen ſich jetzt auch ein Zehrfieber unerbittlich hermachte, mit großen dichteriſchen Abſichten. Er wollte eine Komödie „Eulenſpiegel" ſchaffen — („mein Eulenſpiegel wird ein

tolles luſtiges Thier", ſchrieb er an einen Bekannten) — er nahm das Projekt einer Alexandertragödie wieder auf, er rühmte ſich, die Perſon und Miſſion Jeſu mit dem Nimbus höchſter tragiſcher Würde umgeben zu wollen, zur gleichen Zeit, wo er ſeine Kneipgeſellen, welche doch nicht lecker waren und etwas vertragen konnten, mit dem ins Geſpräch hineingeworfenen Grabbeismus ärgerte: „Jeſus war doch auch nur ein Judenjunge". Natürlich blieb es, da die Verſunkenheit des Dichters Tag für Tag zunahm, beim Schaffenwollen. Der Vulkan war ausgebrannt und hatte nur Aſche und Schlacken zurückgelaſſen.

In Wahrheit, dieſes Bild iſt ein gerechtfertigtes. Es war Vulkanismus in unſerem Dietrich Chriſtian. Lavaſtröme von Poeſie waren aus ſeiner Seele in rothflammendem Fluſſe hervorgebrochen, aber nur, um ſofort zu ſteinerner Härte und Scharfkantigkeit zu erſtarren. Nie hat Grabbe es verſtanden, ſich das Haupt mit Roſen zu kränzen, nie gaben die ſtraffgeſpannten Saiten ſeiner Leier einen weichen lyriſchen Klang. Durchgängig fehlt in ſeinen Werken das „Ewig-Weibliche". Darum ſteigert ſich in der grabbe'ſchen Dichtung die Freude zu bakchantiſchem Raſen, darum ſpritzt ſich der Schmerz in Verzweiflungsgelächter aus, darum rafft ſich der Gedanke zu ſchroffepigrammatiſcher Kürze und Knappheit zuſammen, darum verzerrt ſich der Witz zu infernaliſchem Kynismus. Die Grazien ſind ferngeblieben ....

Zuletzt hatte der Dichter in Düſſeldorf nur noch ein verkommenes Muſikgenie, Norbert Burgmüller, zum Geſellſchafter. In der Weinſtube zum Drachenfels verdämmerten und verduſelten die beiden gleichverſtimmten Seelen ihre Tage, ſtundenlang in hinbrütendem Schweigen einander gegenüberſitzend. Als dann im Mai von 1836 der Muſikus plötzlich ſtarb, konnte es Grabbe nicht mehr in Düſſeldorf aushalten. Ein detmolder Freund ſchickte ihm auf ſein Begehren Reiſegeld. „Ich habe — ſchrieb der mit ſich und der Welt Zerfallene — erſt an einen Sprung in den Rhein gedacht, will nun aber in der Heimat das Ende abwarten, das nicht mehr lange ausbleiben kann." Daheim

angelangt, ging er nicht in das Haus ſeiner Frau, ſondern nahm im Gaſthauſe zur Stadt Frankfurt Wohnung. Seine Erſcheinung muß ganz jammerſälig geweſen ſein. Als ihn ſein Biograph zum erſtenmal wieder erblickte, muſſte derſelbe unwillkürlich ausrufen: „Grabbe, Grabbe, um Gotteswillen, wo iſt dein Stolz?“

8.

Gerade der Stolz regte ſich aber noch mitunter in dem Gebrochenen, welcher jetzt — es iſt ſchmerzlich, davon zu reden — nur noch der Gegenſtand und Zielpunkt des detmolder Kneipenwitzes war, und wunderliche Blaſen trieb dieſer Stolz aus der Hefe von Grabbe's Lebensbecher mitunter empor.

Saß er da eines Abends unter ſeinen Bekannten in der Gaſtſtube zur Stadt Frankfurt und hörte, ſtumm in ſich zuſammengeſunken, einem Geſpräche über Literatur zu. Einer ſagte: „Seitdem der Göthe geſtorben, haben wir doch eigentlich keine Größe mehr, etwa den Tieck ausgenommen“. — „Was Tieck!“ ziſchte Grabbe wüthend auf — „ich bin größer als Tieck. Ich ſteige mit jedem Tage und er ſinkt. Was iſt denn Tieck?“ Man lachte. Das Geſpräch wandte ſich auf Tiecks Tochter und von dieſer auf Grabbe's Frau. „Du biſt nur nicht energiſch genug gegen ſie aufgetreten, Grabbe“, hieß es. „Ei was — entgegnete der Dichter — ich werde mich ſchon als Mann zeigen“. Worauf der Witzbold des Kreiſes: „Das iſt's ja gerade, was ſie verlangt“ — und allgemeines Lachen erſcholl.

Ein andermal war große, von einer vergnüglichen Landpartie lärmend heimgekehrte Geſellſchaft in der Gaſtſtube und unter all dem Gläſerklingen, Würfelbecherſchwingen und Liederſingen kam jemand auf den unglücklichen Gedanken, den Dichter, der brütend in einer Ecke ſaß, zum Vorleſen

ſeiner noch ungedruckten Hermannsſchlacht aufzufordern. Der arme Poet ließ ſich verleiten, die Handſchrift aus ſeinem Zimmer zu holen und die Vorleſung anzuheben. Er konnte aber gegen den Tumult halb oder ganz berauſchter Menſchen gar nicht aufkommen, und als er dennoch beharrte, ſchrie einer der Zecher über den Tiſch herüber: „Ach was! Laſſt uns lieber trinken und hört auf mit Vorleſen! 's iſt ja doch nur dummes Zeug.“ Ganz niedergedonnert ſteckte Grabbe ſein Manuſkript in die Bruſttaſche und ſaß da wie vernichtet. Sein nachmaliger Lebensbeſchreiber drückte theilnahmevoll die Hand des Unglücklichen, welcher mit halberſtickter Stimme ausrief: „Alle meine Schreiberei iſt Quark! Ich habe die Welt ſatt! Ich wollt', ich wäre todt!“

Er ſollte es bald ſein. Der zuverläſſigſte Freund der Armen und Elenden, der große Allerbarmer Tod gab ihm, was er nie beſeſſen hatte: Frieden und Ruhe.

Aber der Entjochung vom Leben, der Auflöſung ins große All und Nichts ging noch ein bitterer Kampf voran. Mittellos und todtkrank, wie er war, muſſte ſich Grabbe entſchließen, ſeine Frau aufzuſuchen, um ſich im Hauſe derſelben einen Platz zum Sterben zu erbitten.

Das Sterben hob an und es war ein langes und peinvolles. An dem Sterbebette des Dichters kämpften gute und böſe Dämonen mit einander: die unaustilgbare Liebe der armen alten Mutter Grabbe's für ihren verlorenen Dietrich Chriſtian und der zänkiſche Groll einer Gattin, welche nicht zu verzeihen vermochte und doch vor der Welt den Anſtand ſoweit zu wahren trachtete, daß ſie den ſterbenden Mann nicht aus dem Hauſe weiſen wollte. Eine häſſlichſte Falte in dieſes Weibes Seele legte der Umſtand bloß, daß Frau Lucie ihren Gatten weder ſelbſt verpflegen noch leiden mochte, daß ſeine Mutter ihn pflegte. Dieſe muſſte ihren Platz am Lager des Sohnes förmlich erkämpfen. Der Dichter ſeinerſeits anerkannte den Troſt, welchen ihm die Anweſenheit ſeiner Mutter gewährte, dadurch, daß er ihr in ſeiner groteſken Weiſe zu erkennen gab, alles, was von Seelenwärme noch in ihm wäre, gehörte ihr. Er erlebte jetzt, was er vordem gedichtet: —

„Oh, um ſo länger du die reinen,
Menſchlichen Gefühle niederringſt,
Um ſo gewalt'ger richten ſie hernach,
Wann ihre Stunde ſchlägt, ſich wieder auf."

Am 12. September von 1836, gegen 3 Uhr Nachmittags ſtarb er. Seine Mutter wiſchte ihm den Schweiß des letzten Ringens ab, unter ihrem plattdeutſchen Liebkoſungswort: „Muin leuve, leuve Chriſtian!" verhauchte er ſeinen letzten Athem. Sie ſchloß ihm die Augen und badete die majeſtätiſche Stirne des todten Sohnes im Naß ihrer Zähren.

Frau Lucie aber ſaß in ihrer über dem Sterbegemache gelegenen Stube, mit Geldzählen beſchäftigt. Man kam, ihr zu melden, daß ihr Gatte todt. „Topp — ſagte ſie aufſpringend und die Hände zuſammenſchlagend zu einem anweſenden Nachbar — topp, das iſt gut, daß der Unhold todt iſt! Nun wollen wir einen guten Kaffee machen. Alſo endlich!" Am Abend darauf ſpielte jedoch Frau Lucie die bekannte untröſtliche Witwe von Epheſus ganz vortrefflich. Sie ſchmückte auch das Haupt des Hingegangenen, als er in den Sarg gelegt wurde, mit einem dicken Lorbeerkranze.

Nur ein dünnes Häuflein ſtandhafter Verehrer und Freunde geleitete die Ueberreſte des Dichters der Hohenſtaufen und der Hermannsſchlacht zu ihrer Ruheſtätte. . . .

Alles zuſammengenommen, dürfte das Richtige getroffen ſein, wenn man ſagt, daß in ſtarkem Maße die Vaterlandsloſigkeit das Verderben Grabbe's mitverſchuldet habe. Merkt man doch ſogar den Thaten der herrlichſten Helden des deutſchen Geiſtes, den Schöpfungen von Leſſing, Göthe und Schiller deutlich genug an, daß dieſe Helden nicht auf dem ſtarken und geſunden Boden eines Nationalſtaats, ſondern auf dem Krähwinkelboden der elenden Viel- und Kleinſtaaterei erwachſen ſind und geſtanden haben. Wie ganz anders noch müſſte der germaniſche Genius durch dieſe ſeine erlauchten Träger zur Offenbarung gelangt ſein, ſo es ihnen gegönnt geweſen, ein großartiges Nationaldaſein im Spiegel ihres Genie's aufzufangen. Das Ge-

fühl des ungeheuren Missverhältnisses zwischen dem idealen Werth und der realen Bedeutung seines Volkes, zwischen dem Können und dem Gelten seiner Nation, kurz, der ganze damalige deutsche Jammer der Zerrissenheit und Staatslosigkeit wühlte und gohr auch in dem unglücklichen Dietrich Christian. Er trieb den Patriotismus freilich nicht als Handwerk; er gehörte auch nicht zu jener in unseren Tagen nicht eben seltenen Sorte von Patrioten, welche ihre Vaterlandsliebe zum Piedestal ihrer Eitelkeit und Großmannssucht zu machen wissen und welche es entsetzlich übelnehmen, wenn die Nation es ohne sie machen kann, ja sogar sich beigehen lässt, auf die querköpfige Neunmalweisheit und geckenhafte Selbstgefälligkeit eingebildeter Großmannsschaft gar keine Rücksicht zu nehmen, und es nur mit einem Lächeln der Verachtung aufnimmt, wenn daraufhin die eiteln Jämmerlinge an ihr zu Verräthern werden, in Vers und Prosa gegen sie losziehen und ihren bittersten Feinden sich anschmeicheln. Auch ein Politiker war der arme Grabbe nicht und es würde ihm schwer gefallen oder unmöglich gewesen sein, irgendeinen halbwegs praktischen Vorschlag zur Besserung der deutschen Zustände zu machen. Aber hinter den Nebelwolken seiner Phantasterei, Zerfahrenheit und Barockheit leuchtete doch groß und stolz der nationale Gedanke und blitzte mitunter plötzlich prächtig hervor, wie in dem schönsten von ihm gesprochenen Wort: —

„Oh, kein Donner an
Dem Himmel und kein Laut auf Erden, quöll'
Er auch von schönster, süßester Lippe, gleicht
An Macht dem Worte: Vaterland!"

Der todte Millionenmann

und

die falsche Braut. [1])

Ein zwar unglaublicher, aber doch aktenmäßiger Beitrag zur Volksmündigkeitsgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Dummheit kämpfen Gauner nicht vergebens.
Der verbesserte Schiller.

Gewiß, wir haben Grund, zu sagen, daß unser Jahrhundert etwas gearbeitet, etwas vor sich gebracht und das Kapital menschheitlichen Vorschritts um eine bedeutende Summe vermehrt habe. Hanns Dampf und Grethe Philanthropie in allen Gassen! In riesenhafter Progression zieht die Bildung immer weitere Kreise, die Jugend ist vor lauter Kultur schon mit achtzehn Jahren blasirt und Sonntags führen mit pariser Fräcken angethane Hausknechte

---

1) Diese Geschichte ist im ganzen wie im einzelnen so märchenhaft, daß sie manchem Leser als durchaus unglaublich vorkommen muß. Trotzdem ist sie Geschichte im strengsten Sinne, durchweg aktenmäßig bezeugt, wie sich jeder überzeugen kann, welcher den bezüglichen Kriminalaktenfascikel im züricher Archiv einsehen will. Ich habe mir nur erlaubt, die Namen der mithandelnden und mitleidenden Personen dieser unerhört traurigen Posse zu ändern, d. h. mit erfundenen zu vertauschen.

Digitized by Google

Köchinnen zum Tanz, deren Hände in Glanzlederhandschuhen stecken. Freiheit und Gleichheit sind auch keine himmelblauen Ideale mehr, sondern handgreifliche Wirklichkeiten: vor der Nase der Polizei setzt der deutsche Bürger seinen braunröthlichen Garibaldihut keck auf's Ohr und in der alleinseligmachenden Glocke der Krinoline wallfahren Fürstinnen und Mägde einträchtiglich zum Hause des Herrn.

In diesem Stil und Ton mag etwa ein Pessimist grämeln und grollen. Wir anderen jedoch wiegen uns unterdessen behaglich in dem Schaukelstuhle moderner und modernster Errungenschaften. Schade nur, daß das harmonische Fortschrittsconzert dann und wann durch einen grellen Misston unterbrochen wird, welcher entweder von hoch oben herab oder von tief unten herauf erschallt. Sollten wir aber dadurch unsere selbstzufriedene Stimmung beeinträchtigen lassen? Behüte! Abwechselung muß sein.

Ich hoffe in diesem Glauben auf die Nachsicht eines hochzuverehrenden Publikums, wenn ich in Nachstehendem einen der angedeuteten Misstöne verlauten lasse, indem ich eine Geschichte erzähle, welche auf die intellektuelle und sittliche Kultur unserer Zeit ein nicht gerade liebliches Streiflicht wirft. Es ist ein Stück Dorf- und Stadtgeschichte, von welcher ich in aller Bescheidenheit glaube, daß sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kulturhistorie der Gegenwart sei. Um so mehr, wenn man erwägt, daß diese Geschichte (sie spielte in den Jahren 1858—60) in einem Lande sich zutrug, welches seit ungefähr vierzig Jahren das umfassendste und bestorganisirte Volksschulwesen besitzt, das auf Erden existirt. Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß die Thatsachen meiner Erzählung streng aktenmäßige, gerichtsaktenmäßige sind. Ich habe nicht ein Jota dazu oder davon gethan, dagegen aus Rücksichten der Schonung mir erlaubt, die Namen einiger Lokalitäten und die der handelnden Personen zu ändern.

1

Zu Tannenbach, einem Dorfe in einem der nordöſtlichen Kantone ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, lebte im Jahre 1858 ein Mann und Familienvater, der Jakob Simplicius hieß. Ein „wohlbeleumdeter", arbeitſamer, ſparſamer Mann, Beſitzer eines kleinen „G'werbs", d. h. eines kleinen Bauerngütchens; daneben auch Inſtruktor bei der Infanterie oder „Dreckſtampfer". Denn mit dem freilich etwas unreinlichen Terminus technikus „dreckſtampfen" bezeichnete er ſelber die Ausübung ſeiner amtlichen Pflicht, angehende Enkel Winkelrieds oder, proſaiſch zu ſprechen, Milizrekruten marſchiren und exerciren zu lehren. Ungeachtet dieſer zeitweiligen Beſchäftigung mit der edlen Kriegskunſt hatte unſer Jakobus Simplicius das Pulver nicht erfunden, was übrigens auch gar nicht nöthig war. Statt des mangelnden Organs der Erfindungskraft war aber an dem Schädel des Mannes das ſpecifiſche Organ des Glaubens ſo wundervoll vorhanden und entwickelt, daß die Herren Hofräthe und Kirchenräthe von der ſtrikten, ſtrikteren und ſtrikteſten Obſervanz von rechtswegen eine unbändige Freude daran hätten haben ſollen. Auch des Simplicius Ehefrau beſaß einen ausreichenden Theil von der Gläubigkeit der „guten, alten, frommen" Zeit. Die gute Frau Jakobäa machte aber trotzdem, wie wir ſehen werden, dem ſchrankenloſen Glaubenseifer ihres Eheherrn mitunter Oppoſition, — eine Oppoſition freilich, welche nicht etwa aus dem „heilloſen, modernen Unglauben", ſondern vielmehr ebenfalls aus der vielbelobten romantiſchen Glaubensſtärke entſprang.

Zur Zeit, von welcher wir handeln, und auch ſpäter noch bildete zu Tannenbach, wie im ganzen Lande, einen beliebteſten Gegenſtand der Unterhaltungen am häuslichen Ofen der berühmte Herr Oberſt Mildherz, ein großer, ein größter Mann, weil der reichſte in der Eidgenoſſenſchaft. Der Ruf dieſes gewaltigen Fabrikherrn war gerade

nicht der feinste; aber es stand fest, daß er sich durch eine Energie sondergleichen zum „Millionenmann“ emporgearbeitet hatte. Dies war sein so zu sagen officieller Titel im Volksmund und zwar mit Recht, maßen der Kinderlose bei seinem im Jahre 1859 erfolgten Tode etwa dreißig Millionen hinterlassen hat. Der Volksphantasie genügte indessen dieser immerhin leidliche Reichthum keineswegs, sondern sie liebte es, das Vermögen des Herrn Obersten in's Märchenhafte zu steigern. Eine auf die Volksphantasie spekulirende Betriebsamkeit stand auch, wie wir bald erfahren werden, nicht an, dem Millionenmann Eigenschaften anzudichten, welche seinen wirklichen diametral entgegengesetzt waren. Endlich ist noch zu sagen, daß der Volksglaube die Erwerbung der ungeheuren Reichthümer des Fabrikherrn sich in seiner Weise zu erklären suchte. Der Herr Mildherz war nämlich — daran konnte kein Zweifel sein — im Besitze von „Alunen“, die ihm „unmenschliches“ Geld „legten“.

Alunen, auch Malunen, heißen mundartlich die Alraunen des germanischen Zauberglaubens. Die Vorstellung von diesen „Heckemännchen“ oder „Galgenmännlein“ hat aber in den Gegenden, wo unsere Geschichte spielt, eine meines Wissens so eigenthümliche Gestalt angenommen, daß sie mir wohl erwähnenswerth zu sein scheint. Selbstverständlich ist so ein „Alun“ nur mit Hilfe des Teufels zu erlangen; ja, der Alun ist selbst ein Stück Teufel. Der Besitz von einem oder von mehreren Alunen hat also zur unumgänglichen Voraussetzung, daß der Besitzer seine Seele dem Teufel verschreiben musste. Nach der, wenn mir recht ist, am weitesten verbreiteten Ansicht wird der Alraun, auch Mandragora genannt, aus der Bryoniawurzel bereitet, welche der menschlichen Gestalt ähnelt. An einem Montag, zur Frühlingszeit, bei einer „günstigen“ Konstellation des Mondes mit dem Jupiter oder der Venus, gräbt man die Wurzel aus der Erde und beschneidet ihre Ausschößlinge. Dann vergräbt man sie auf dem Kirchhof in dem Grab eines kürzlich verstorbenen Mannes und begießt sie einen

Monat lang täglich vor Sonnenaufgang mit Kuhmilchmolken, worin man zuvor drei Fledermäuſe ertränkt hat. Die nach Verfluß dieſer Zeit wieder ausgegrabene Wurzel iſt der menſchlichen Geſtalt viel ähnlicher als früher. Man trocknet ſie hierauf in einem mit Eiſenkraut geheizten Ofen und verwahrt ſie in einem Stück Linnen, worin ein Todter gehüllt war. Der Beſitzer wird in jeder Weiſe an zeitlichem Wohlſtand zunehmen.... Anders die Zubereitung der „Alunen" in der Gegend, von welcher hier die Rede. Ein junger Laubfroſch wird beim Vollmond gefangen und unter Anrufung des Teufels, mit Beihilfe eines „Laxner" (Zauberer, Hexenmeiſter) und unter Ceremonien, deren wichtigſte zu ſchmutzig iſt, um beſchrieben werden zu können, zum „Alun" gemacht. Das Geſicht des Froſches bekommt durch dieſe Weihung ſtarke Aehnlichkeit mit einem menſchlichen. Der Beſitzer ſetzt den Alun in einem wohlverſchloſſenen Behälter unter ein Glasgefäß und hier „legt" das Zauberthier Tag für Tag ein großes Stück Geld. Sowie aber das Auge eines Uneingeweihten den Alraun erblickt, hört dieſer nicht nur auf Geld zu legen, ſondern der Beſitzer muß ihn auch unter Beobachtung gewiſſer Bräuche ſchleunigſt vergraben, wenn er nicht vorzeitig, das heißt früher als der mit dem Teufel eingegangene Pakt beſtimmt, von dem Böſen geholt werden will...

Lächle nicht mitleidig-ungläubig, theurer Leſer. Was ich dir da erzählte, iſt ein Stück von der wirklichen und wahrhaften Religion des Volkes, iſt ein Stück „Volksmündigkeit", von welcher du in Ständekammern und anderswo ſchon ſo viel vernommen haſt. Ich fabulire dir nichts vor. Es ſind kaum zwei Monate her, ſeit an dem Orte [1]), wo ich dieſes ſchreibe, ein Eheſcheidungsbegehren ſtatthatte, deſſen Grundmotiv der Glaube an Alunen war. Eine Frau verlangte, von ihrem Manne geſchieden zu werden, weil derſelbe einen der beſchriebenen Froſch-Alunen hätte,

1) Winterthur, 1860.

welcher ihm täglich einen Fünffrankenthaler „legte“. Sie habe eines Tages unversehens das Zauberthier in dem Schranke ihres Mannes gefunden. Der „Froschteufel“ habe sie so „grüsli angelugt“, daß sie zum Tode erschrocken sei. Ihr Mann habe sie dieser Störung des Zaubers wegen gemisshandelt und böslich verlassen. Sie wolle von ihm geschieden sein, denn er habe sich „droben im Toggenburg“ einen „neuen Alun gemacht“ und sie fürchte durch Fortführung der Ehe mit ihm auch ihre Seele zu gefährden.

2.

Zur Herbstzeit von 1858 machte sich unser Jakob Simplicius eines Tages auf, um seine Schwester zu besuchen, welche in der Umgebung der Hauptstadt des Kantons an den Bauer Ezechiel Schäfli verheiratet war. Es kann nicht verschwiegen werden, daß das Ehepaar Schäfli, was seine geistigen Gaben und religiösen Vorstellungen betraf, in die Rubrik „Polizeiwidrige Dummheit“ einzureihen war. Im übrigen ziemlich gutmüthige Leute, namentlich dann, wann ihre Habgier gehörig gekitzelt wurde.

Im Hause seines Schwagers traf der besuchende Jakob eine ihm bislang unbekannte Frau, welche „wehwerte und grochzte“, das heißt sehr leidend sich anstellte und eine große Geschichte erzählte, daß sie lange im Kantonsspital erfolglos gelegen und überhaupt kein Arzt ihr zu helfen vermöge. Freilich sah die Leidende keineswegs kränklich aus; im Gegentheil, sie hatte energische Züge und war glatt und wohlgenährt, ja sogar korpulent. Aber warum hätte sie nicht wie Sir John Falstaff sagen oder wenigstens denken sollen: „Schmerzen und Sorgen blasen den Menschen auf“. Frau Schäfli theilte ihrem Bruder auf Befragen mit, die Wehwernde und Grochzende sei eine Frau Sibylle

Gimmelig und vonſeiten der Armenpflege der Gemeinde bei ihnen, den Schäfli, „vertiſchgeldet“. Weiter hat ſich der gute Jakob bei dieſer Gelegenheit um die intereſſante Kranke nicht intereſſirt.

Es wäre ſehr gut für ihn geweſen, wenn auch er ſeinerſeits derſelben kein tieferes Intereſſe eingeflößt hätte. Allein wie immer es zugegangen ſein mag, Frau Sibylle hatte ſcharfäugig das Organ der Gläubigkeit an dem ehrenwerthen Inſtruktor wahrgenommen und ſie war ganz dazu gemacht, derartige Wahrnehmungen auszunützen. Sie war eine Menſchenkennerin im allgemeinen und im beſonderen eine Kennerin der Männer, deren ſie gegenwärtig bereits den dritten hatte. Im Jahre 1854 hatte ſie ſich nämlich zum drittenmal verheiratet mit dem Bonifaz Gimmelig, der früher ein ziemlich bedeutendes Vermögen beſaß, daſſelbe aber lüderlich durchgebracht hatte und zur Zeit ſeiner Verehelichung mit Sibylle ein armer Teufel von Taglöhner war.

Die würdigen Eheleute hatten ſich gegenſeitig angeſchwindelt, indem jedes vorgegeben, es beſäße Geld. Als nach der Hochzeit dieſer Schwindel zerrann, wurde die Ehe alsbald eine ſehr unglückliche und ſtatt, wie früher, einander etwas vorzulügen, trat an die Stelle der Vermögensdichtungen die Wirklichkeit gegenſeitiger Zärtlichkeiten mittels Fingernägeln und Fäuſten, bei welchen Bezeigungen der arme Tropf von Mann den kürzeren zog. Er war überhaupt nur der Sklave ſeines Weibes. Beide waren, — entſchieden arbeitsſcheu und genußſüchtig, — zur Zeit unſerer Geſchichte der Armenpflege der Gemeinde zur Laſt gefallen.

Allein Frau Gimmelig war nicht gewillt, mit dem ſich zu begnügen, was ihr auf Koſten der Gemeinde im Hauſe des Ezechiel Schäfli gereicht wurde. Unter dem Vorwande einer räthſelhaften Krankheit, aus welcher kein Arzt klug werden konnte, hatte ſie ſich manche Zubuße zu verſchaffen gewuſſt, und als dieſe Quelle verſiegen gegangen, ſann ihr erfinderiſcher Geiſt auf die Eröffnung anderweitiger. Sie

wollte nicht nur leben, sondern flott leben. Und warum nicht? War sie doch erst achtunddreißig Jahre alt, eine nicht übel konservirte Frau mit noch sehr jugendlichen Neigungen und Leidenschaften. Wenn Shakspeare's Fähndrich Pistol zufolge die Welt eine Auster ist, warum sollte Frau Sibylle dieselbe nicht zu öffnen versuchen? Freilich besaß sie kein Schwert wie besagter Pistol, dagegen aber eine höchst zweckmäßig geschliffene Zunge.

Zunächst übte sie diese an ihren Kostgebern, bei welchen sie sich in bedeutenden Respekt zu setzen wusste. Insbesondere dadurch, daß sie dunkle Andeutungen fallen ließ von einer glänzenden Zukunft, welche ihr noch bevorstände. In diesen Andeutungen spielte der Herr Oberst und Millionenmann Mildherz eine große Rolle. Sie habe, erzählte Frau Sibylle treuherzig, aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, welche den „fürnehmen" Namen Sophie führe. Nicht ohne Grund, denn Sophie hätte keinen geringeren Mann zum „Götti" (Pathen), als den Herrn Oberst Mildherz, welcher für das junge Mädchen, das auf seine Kosten beim Herrn Gemeindeammann Hintz in Bern erzogen würde, bereits 10,000 Gulden „in eine Kasse" gelegt habe. Weiter wurden mysteriöse Winke hingeworfen, aus welchen zu schließen war, das Verhältniß des Millionenmanns zu der jungen Sophie sei eigentlich noch ein viel innigeres. Natürlich mußte sich die Gnade des Herrn Mildherz auch auf die Mutter des Mädchens erstrecken. Aber gewisser „Verumständigungen" halber konnte sich diese Gnade an ihr, der Frau Sibylle, „dermalen" nicht offenbaren. In der Zukunft jedoch, ja, da werde es sich schon zeigen, was sie eigentlich für einen Stand bei dem Millionenmann habe. Da werde sie auch „in der Lage sein", die Pflege und Freundschaft, der sie bei den Schäfli genieße, an diesen selbst und an ihren Verwandten „auf's schönste" zu vergelten. Nach diesen Präludien kamen Schlag auf Schlag bestimmte Versprechungen von bestimmten Geldsummen, prächtigen Kleidern, kostbaren Möbeln, Betten ꝛc.

Ezechiel Schäfli und seine Frau glaubten und waren selig, denn der Glaube macht ja bekanntlich selig. Als

Jakob Simplicius zur Faſtnacht 1859 ſeine Schweſter wieder beſuchte, war dieſe der ihrer Familie bevorſtehenden Herrlichkeiten voll und zählte dem Bruder an den Fingern her, was alles ſie durch Vermittelung der liebwerthen Frau Sibylle von dem theuren Herrn Oberſt zu erwarten hätten.

Jakob verwunderte ſich höchlich, biß aber an, „gläubete“ ebenfalls und ging heim, ſeiner Jakobäa von dieſen Wunderdingen zu erzählen.

3.

Eines Sonntags im Mai 1859 war Frau Jakobäa in die Kirche gegangen. Bei ihrer Rückkehr traf ſie ein „fürnehmes“ Gefährt vor dem Hauſe ſtehen, worüber ſie „erſchrak“. Man möchte ſagen, über die arme Frau ſei bei dieſem Anblick eine Ahnung gekommen, daß eine unheimliche Macht in ihr friedliches Daſein zerſtöreriſch einzugreifen im Begriffe wäre. Ein ſchulmeiſterlicher Logiker würde dieſe Ahnung in den Syllogismus auflöſen: Die Landleute ſind gewohnt, alles Herrenmäßige als etwas Bedrohliches mit Miſſtrauen anzuſehen; eine Kutſche ſieht herrenmäßig aus, folglich ſchwante der Frau Jakobäa beim Anblicke der vor ihrem Hauſe haltenden Kutſche nichts Gutes. So wäre der Gemüthsvorgang, welcher nachmals in der Verhandlung vor dem Schwurgerichte zur Sprache kam, pſychologiſch erklärt und wir können nun der Jakobäa in's Haus folgen, wo ſie bei ihrem Jakob unerwartete Gäſte fand.

Nämlich den Schwager und die Schwägerin Schäfli nebſt der liebenswürdigen Frau Sibylle Gimmelig, welche mitſammen in die Provinz herausgefahren waren, einzig und allein in der Abſicht, dem guten Jakob Simplicius ein großes Glück anzukündigen. Frau Schäfli ſprudelte nach Begrüßung der Schwägerin in heiligem Freudeneifer nur ſo

heraus, daß der Herr Oberst Mildherz willens sei, ihrem guten Bruder Jakob ein schönes Geschenk zu machen, und zwar solle dasselbe bestehen in einem hübschen „G'werb", der „wenigstens 15,000 Gulden kosten müsse". Das war schon etwas. Indessen schien der Jakob die Sache doch nicht für ganz geheuer anzusehen. Es war doch gar zu wunderlich, daß er von einem Herrn, zu dem er nicht in entferntester Beziehung stand, Knall und Fall ein so außerordentliches Geschenk erhalten sollte. Schön wär's freilich, „kaibisch schön", ja, ja . . . aber . . . „Was meinst, Frau?" Worauf Jakobäa kopfschüttelnd: „Ich glaub's nicht."

Die ungläubige Thomasin hatte jedoch zunächst keine Zeit, ihren Unglauben zu motiviren. Sie musste in die Küche, um für die Gäste „ebbis z'Imbiß" zu bereiten. Aber nachdem, homerisch zu reden, die Begierde nach Speise und Trank dann gestillt war, nahm Frau Sibylle Gimmelig die Tagesordnung wieder auf, indem sie den ehrenwerthen Instruktor sive Dreckstampfer frug, ob er in der Umgegend keinen Bauerng'werb kenne, der ihm gefiele und feil sei. Der Herr Oberst Mildherz, ihrer Tochter . . . . ja, das dürfe sie jetzt noch nicht sagen . . . . kurzum, der Herr Oberst werde ohne weiteres mit besagten 15,000 Gulden herausrücken, dieweilen selbiger Oberst seine Wohlthaten auch dem Bruder der Frau zuwenden wolle, von welcher sie, die Sprecherin, so gut verpflegt werde. Sie sage nichts als die Wahrheit, die purste Wahrheit. Ja, „eidli bym Eid", so thue sie.

Fiel dessenungeachtet die hartnäckige Jakobäa ein: „Pipperlipap und Biereſtiel', 's ist neime nüd mit dem G'schenk und G'werb! Der Millionema ist ja der ärgst' Gythund (Geizhund) uff der Welt, der sich selber 's essen nit mag gonnen. Wie käm' der dazu, mir nüd dir nüd mym Ma so ein grüsli großes Geld z'schenke?"

Arme Jakobäa, deine parlamentarische Opposition hatte das gewöhnliche Schicksal aller parlamentarischen Oppositionen. Dein Einwurf war wohlbegründet, deine Logik untadelhaft, aber wann haben Vernunft und Logik gegen

Lüge und die „germaniſche Tugend des Vertrauens“ aufkommen können?

Setzte nämlich Frau Gimmelig ihre ſibylliniſche Zunge in Bewegung, mindeſtens ſo ſüß wie Zucker und nicht viel langſamer als das hin- und herſchießende Schifflein eines mechaniſchen Webſtuhls, und wurde von dieſer Zunge die zweifelnde Jakobäa zu Boden geredet, unwiderſtehlich, erbarmungslos. Da ſei, eidli bym Eid, „nüd Ungerades“ an der Sache! Der Herr Oberſt ſei „perſönlich“ geizig, ja freilich, nicht zu läugnen das! Herentgegen ſei er auch „Präſident der Freimaurer und Wohlthäter“ und im Auftrage beſagter Geſellſchaft habe er große Summen an brave Leute, „die es brauchen können und deſſen würdig ſind“, zu vertheilen. Erſt vor kurzem hätten die Freimaurer zu ſolchen Zwecken eine ungeheure Summe erhalten. Woher wohl? Woher ſonſt als aus Paris? Mehr als 2000 Millionen, eidli bym Eid! Was da ſo ein „Schlötterlig“ von 15,000 Gulden zu ſagen habe? Nicht der Rede werth. Aber freilich, Beweiſe ablegen müſſe man, inſonderheit durch Freigebigkeit, daß man der Wohlthaten der Freimaurer würdig ſei.

Dem guten Jakob Simplicius ging bei ſolcher Beredſamkeit mehr und mehr das Licht, nein, eine wahrhafte Fackel des Glaubens auf. Um ſo mehr, da Schweſter und Schwager Schäfli die Orakelſprüche der Frau Sibylle vollkommen beſtätigten und zwar mit einer Begeiſterung, welche Jakobum überzeugten, die beiden müſſten die ihnen in Ausſicht geſtellten „Geſchenke“ bereits empfangen haben. Und warum ſollte er dieſe Ueberzeugung nicht haben? Waren doch — wunderbar zu ſagen! — die Schäfli ſelber überzeugt, die ihnen vonſeiten der Frau Gimmelig gemachten Verſprechungen ſeien bereits erfüllt. Angeſichts dieſer aktenmäßig feſtſtehenden Thatſache dürften ſelbſt die Jeremiaſſe der wiener und berliner Kirchenzeitungen zugeben, daß in Iſrael noch immer eine erkleckliche Portion Glauben zu finden ſei.

Frau Jakobäa zwar gab ihren Widerſtand gegen die Beſtrickung ihres Mannes durch die „Schlangengoſche“ —

wie sie Frau Gimmeligs beredsames Mundstück rücksichtslos-drastisch bezeichnete — noch nicht auf, aber sie wurde überstimmt. Dem Jakob ging der zu erwartende, „mindestens“ 15,000 Gulden werthe „G'werb“ wie ein Mühlrad im Kopf herum, dessen nie besonders gut bestellt gewesene Regierung dadurch in völlige Anarchie aufgelöst wurde. Frau Sibylle konnte unschwer bemerken, daß der Zweck ihrer Fahrt nach Tannenbach vollständig erreicht worden sei: das auserſehene Opfer hielt so lammfromm sein Fell zum scheeren hin. Warum sollte jene zögern die Scheere anzusetzen?

4.

In der That, sie zögerte nicht lange. Schon vier Tage nach ihrem ersten Besuch in Tannenbach kam sie abermalen angefahren und zwar ohne Begleitung. Frau Jakobäa war allein zu Hause und es steht zu vermuthen, daß sie der über die maßen zuthunlichen Besucherin nicht eben den freundlichsten Willkomm geboten habe. Aber soll sich ein fühlend Herz, das am wohlthun seine Freude findet, durch derartige Inkonvenienzen von seinen hohen Zwecken abbringen lassen? Bewahre!

„Maul' du, wie du willst,“ dachte Frau Sibylle und zog mit großartigen Gebärden einen Brief aus der Tasche, welchen, sagte sie, der Herr Oberst Mildherz an der „Marktgasse“ der Hauptstadt an seinen guten Freund Jakob Simplicius geschrieben. Diese Epistel lautete nicht anders, als von einem Präsidenten der „Wohlthäter“ zu erwarten war. Der Herr Oberst kündigte Simplicio an, er „wollte für 70,000 Franken sorgen“, welche Simplicius demnächst erhalten werde. Er, der Herr Oberst, lebe der Erwartung, daß Jakob „sein Glück nicht mit Füßen treten würde“. Als Moral der Fabel kam hintennach der erste Zwick mit der Scheere: Frau Gimmelig forderte von der Jakobäa

60 oder 100 Franken, natürlich nicht etwa für ſich, ſondern für „höhere Zwecke“. Frau Jakobäa erklärte rundweg, ſie könnte ſich auf ſo etwas nicht einlaſſen. Da kam aber der Jakob nach Hauſe und nun nahm die Sache eine günſtigere Wendung. Die Siebenzigtauſendfranken-Epiſtel wurde vorgebracht und gefiel ihr Inhalt dem Manne höchlich. Weniger allerdings gefiel ihm, daß er, ſtatt Geld zu bekommen, vorderhand welches geben ſollte. „Wenn Sie das Geld nicht hergeben, ſo iſt alles nichts. Sie müſſen dadurch dem Herrn Oberſt beweiſen, daß Sie freigebig ſind. Wer das nicht iſt, von dem zieht der Präſident der Freimaurer alsbald ſeine Hand ab.“ — „Aber wozu iſt denn das Geld, was ich hergeben ſoll, beſtimmt?“ — „Das darf ich nicht ſagen.“

Mit dieſem Beſcheide begnügte ſich Jakobus. Er holt aus der Kammer 50 Franken, er geht zu einem Nachbar, um von demſelben weitere 50 Franken zu entlehnen. Als er die 100 Franken an Frau Sibylle übergibt, ſagt er ſo beiläufig etwas von einem ihm auszuſtellenden Schuldſchein. Sie aber ſchnell und hochherab: „Das darf nicht ſein, ſonſt iſt alles umſonſt! das Geld muß nur ſo „„ſonſt““ anvertraut ſein und Sie dürfen von dem ganzen Handel keinem Menſchen etwas ſagen.“

Sprach's, die „Schlangengoſche“, und verſchwand mit ihrer Beute. Abermals jedoch ließ ſie nur vier Tage verſtreichen, bis ſie wiederum in Tannenbach erſchien. Wiederum mit einem Brief an den „werthgeſchätzten Herrn“ Simplicius ausgerüſtet, worin der Herr Oberſt für die empfangenen 100 Franken „ehrerbietigſt“ dankte, ſeinem freigebigen Freunde zu den mehrerwähnten 70,000 Franken hin noch ein „ſchönes Heimweſen“ verſprach — Simplicius ſollte ſich ein ihm zuſagendes nur ungenirt in der Umgebung der Hauptſtadt ausſuchen — ſchließlich jedoch abermalen 50 „Fränkli“ oder „mehr“ verlangte.

Wer konnte einem ſolchen „Präſidenten der Wohlthäter“ etwas abſchlagen? Jakobus gab die 50 Fränkli und fuhr mit der Frau Gimmelig nach der Stadt, um ſich in der Nach-

barschaft derselben ein „Heimwesen" auszusuchen. Er fand auch wirklich eins, welches ihm ganz besonders gefiel „von wegen dem Baumgarten". Bei Gelegenheit dieser Auskundschaftung zeigte Frau Sibylle unserm Simplicius ein schönes Haus, welches, sagte sie, der Herr Oberst um die Summe von 23,000 Gulden angekauft und ihr geschenkt hätte. Schwager und Schwester Schäfli, bei welchen Jakob einsprach, bestätigten eifrigst dieses und alles andere Mögliche und Unmögliche. Sie redeten Simplicio zu, er sollte nur Geld hergeben so viel er auftreiben könnte: es werde ihm ja doch hundert- und hunderttausendfach ersetzt. Darauf gab der Glaubenseifrige an jenem Tage, soviel er noch bei sich hatte, nämlich 35 Franken, gab sie um so bereitwilliger, als Frau Gimmelig sich herabließ, ihm zu sagen, wozu das Geld bestimmt sei. Der Herr Oberst Mildherz habe nämlich eine Tochter, für welche er große Zärtlichkeit hege. Diese liege dermalen schwer krank zu Morgenthal im Kanton Bern. Auf ihre Heilung müsse das Geld eines „braven" Mannes verwendet werden, so eines Mannes vom Schlage Jakobi Simplicii, „ehrlich erworbenes Geld".

Schon am 2. Juni war Frau Sibylle wiederum in Tannenbach, kläglich vorstellend, die 35 Franken hätten nicht gewirkt und es sei mit der Tochter des Herrn Oberst „nicht besser worden", weil „Frau Schäfli das Geld gesehen hat". Jakobus durfte natürlich nicht anstehen, der kranken Tochter seines Wohlthäters in fide et spe nach Kräften beizuspringen, und übergab daher seiner Freundin Gimmelig 150 Franken. Fünf Tage darauf beglückte sie ihn bereits wieder mit ihrer Gegenwart. Ach, du lieber Himmel, auch die 150 Franken hatten keine Wirkung gethan! Es sei gewiß kein „gutes" Geld gewesen und müsse daher „anderes" geschafft werden. Diese Pille war aber gehörig überzuckert. Denn, sagte die süße Frau Gimmelig, der liebe Herr Oberst habe das bewusste Heimwesen in aller Stille schon für den wackern Jakob angekauft; aber dieser solle beileibe ja noch keine Silbe von der Sache verlauten lassen.

Gehorſam ſchwieg Simplicius und gab 250 Franken her, wofür ihm die Empfängerin vonſeiten des Herrn Oberſt noch gütigſt mittheilte, dieſer wünſchte, daß Jakob ſein Amt als Rekrutendriller aufgäbe, weil er ja doch „die Anſtrengung nicht verleiden (ertragen) möge und das Dreckſtampfen fürder auch gar nicht nöthig habe“. Der gute Mann kam dem aus ſo zarter Rückſicht für ſeine Geſundheit gefloſſenen Wunſche getreulich nach, indem er bei der erſten Gelegenheit ſeinem Vorgeſetzten techniſch-draſtiſch erklärte, „er wolle keinen Dreck mehr ſtampfen“ . . . .

Und weiter und weiter ging die Komödie, in ihrem Vorſchritt von Scene zu Scene ſo lächerlich abſurd ſich geſtaltend, daß es rein unmöglich wird, den Mann zu bemitleiden, welcher ſich durch eine ſo abgeſchmackt plumpe Gaukelei betrügen ließ. Der Wohnſitz des Herrn Mildherz war kaum eine halbe Tagereiſe von dem unſeres Simplicius entfernt. Warum fiel ihm nie ein, einmal hinzugehen, um von dem „Präſidenten der Wohlthäter“ Aufſchluß ſich zu erbitten? Aber freilich, er ſtand ſo willenlos unter dem Einfluſſe der Betrügerin, daß er ſchlechterdings nicht wagte, ohne Wiſſen und Willen derſelben irgend etwas zu ſagen oder zu thun. Sie ihrerſeits ſorgte ſchon dafür, den Verſtrickten gar nicht mehr zu Athem kommen zu laſſen.

Nur wenige Tage nach ihrem letzten Beutezuge nach Tannenbach kam Frau Gimmelig wieder, that ſehr ängſtlich und ſagte, der Herr Oberſt ſelbſt ſei ſchwer erkrankt. Die Herſtellung deſſelben erfordere „viel und lauter reines Geld“, ſowie einen „Vierling Zwetſchgen, keine mehr und keine weniger“. Jakob ſchaffte Zwetſchgen und Geld, von letzterem in immer kürzeren Zwiſchenräumen immer größere Summen, 400, dann 600, dann 1000, dann 1800, dann 2000 Franken und ſo weiter. Die ſibylliniſchen Forderungen wuchſen lawinenmäßig. Um aber den armen Simplicius bei guter Laune zu erhalten, variirte Frau Gimmelig ihr Thema mannigfach. Bald kündigte ſie dem Jakob den Beſuch ſeines Wohlthäters an, bald „böſerte“, bald „beſſerte“ es wieder mit dem Millionenmann. In der erſten Hälfte

des Juli schrieb sie nach Tannenbach, so viele hundert Franken der Jakob schicke, so viele Jahre würde der Herr Oberst noch leben. Simplicius trieb 3000 Franken auf und schickte ihr die ganze Summe. Als Antwort schrieb sie: „Oh, welche Freude! Oh, welche entzückende Freude! Aber auch welches Erstaunen! Der Herr Oberst kann jetzt noch dreißig Jahre leben. Herzlichen Dank vom Herrn Oberst und der ganzen Familie!“ Etliche Tage darauf schickte der unermüdliche Jakob abermals 600 Franken und empfing zum Dank einen Brief, worin Frau Sibylle meldete: „Ich habe gestern Abends 6 Uhr die 600 Franken erhalten. Um halb sieben Uhr bin ich beim Herrn Oberst gewesen und hab' ihm das Geld in die Hand gedrückt. Alsbald hat der kranke Mann wieder reden gekonnt und hat gesagt: „Oh, du lieber Simplicius!“ und dabei sind ihm die Freudenthränen aus den Augen gelaufen.“

Ein Faden in diesem unerhört dreisten Lügengewebe war Wahrheit. Der Herr Oberst Mildherz nämlich war wirklich erkrankt und zwar rettungslos. Zu Anfang August's starb er. Bei der Stellung, welche der Millionenmann eingenommen, war sein Tod ein öffentliches Ereigniß, dessen Kunde mit Blitzesschnelle durch das Land ging. In das simplicische Haus zu Tannenbach muß sie so recht wie Blitz und Donner geschlagen haben.

Es kam aber alsbald Trost und Stärkung in Gestalt eines Sendschreibens der theuren Frau Gimmelig. Denn kaum hatte diese vernommen, daß der Herr Oberst hingegangen, „wo kein Licht mehr scheinet“, als sie sich mit dem ganzen Heroismus des Humbugs hinsetzte und an Jakob Simplicius, Exdreckstampfer zu Tannenbach, also schrieb: „Oh, welch' trauriger Bericht! Unser Wohlthäter ist entschlafen. Wenn Ihr aber noch etwas thun könnet, so wird er wieder lebendig! Es müssen aber wenigstens 600 Franken sein“. Frau Sibylle ließ es beim schreiben nicht bewenden, sie sandte noch die Frau Schäfli als Trostbötin nach Tannenbach, wo sich die Gute vernehmen ließ, „der Herr Oberst sei todt, allweg; aber es sei nur ein Nervenschlag und der

Todte könne wieder gerettet werden: 1) weil er ein Geiſt ſei, 2) weil er als Freimaurer das Gebot nie übertreten habe und 3) weil er die Macht eines Apoſtels habe, wieder aufzuſtehn".

Und ſiehe, Jakobus Simplicius gläubete!

Laſſ' dir, theurer Leſer, darob nicht etwa den Verſtand ſtillſtehen. Es iſt ſchon genug, daß er Jakobo ſtillgeſtanden, — ach, und wie!

Gläubete alſo, der arme Jakob, und that einen letzten Ruck, machte eine übermäßige Anſtrengung, um den hohen Wohlthäter wieder von den Ufern des Acheron zurückzurufen, und brachte erſt die verlangten 600, dann auf abermaliges Verlangen noch 1000 Franken zuſammen und ſchickte die Gelder dahin, wohin er ſchon ſo viele geſchickt hatte. Am 14. September empfing er mit der Beſcheinigung richtigen Empfangs zugleich die frohe Botſchaft, daß am nächſten Montag „ihr Wohlthäter ihnen wieder werde geſchenkt werden", und etliche Tage ſpäter die noch frohere, „der Herr Oberſt ſei wirklich wieder vom Todesſchlaf erwacht; es bedürfte jedoch zu ſeiner völligen Wiederherſtellung noch etzlichen Geldes".

Und ſiehe, Jakobus gläubete und mühte ſich in ſeinem Glauben verzweiflungsvoll, neue Gelder aufzutreiben. Denn ſein Wille war ſtark, aber ſein Kredit war futſch . . . Sela.

Der Unglückliche hatte nicht Raſt noch Ruhe mehr. Nach ſchlafloſen Nächten verbrachte er die Tage mit neuen Verſuchen, Geld herbeizuſchaffen. Sein Wahn hatte mälig die Geſtalt einer fixen Idee angenommen. Er glaubte, daß er ſich „ſchwer verſündigte", wenn er den Herrn Oberſt nicht rettete, und doch vermochte er es nicht. Gepeinigt einerſeits durch die ewigen Forderungen der Frau Gimmelig, gequält andererſeits durch die Unmöglichkeit, dieſe Forderungen ferner zu befriedigen, wurde der Arme in unabläſſiger Seelenangſt umgetrieben.

Seine Frau Jakobäa nicht minder. War es für ſie ſchon eine unerträgliche Pein, ihres Mannes Geheimniß vor aller Welt verbergen zu müſſen, ſo wurde die Qual

ihrer Lage noch dadurch erhöht, daß sie trotz des felsenfesten Glaubens ihrer Familie dennoch immer wieder das wahre Wesen der Frau Sibylle erkannte. Freilich auch nur auf Augenblicke. Die gute Jakobäa litt aber noch unter einem andern Motive der Beängstigung. Ihr Mann sollte für das, was er gab, so unmenschlich viel Geld zurückerhalten? Konnte das „mit rechten Dingen" zugehen? Nein! Das Geld sollte von dem Herrn Oberst Mildherz kommen. Woher hatte dieser seinen ungeheuren Reichthum? Von den „Alunen", wie jedermann wusste. Also darauf wollte das Ding hinaus? Ihr Jakob sollte in das Teufelszeug hineingezogen wurden? Er musste gewiß „etwas unterschreiben" oder gerade herausgesagt, „seine Seele dem Teufel verschreiben", ja, ja! . . . Ob wohl die Prediger der „Umkehr zur kindlichen Gläubigkeit der guten alten Zeit" — wir meinen die ehrlich-dummen — noch so fest hierauf beständen, wenn sie sich mal das Elend klar machen würden, welches unter das Dach des Jakob Simplicius eingezogen war?

Bis zum November 1859 spielte das aberwitzige Stück vom todten und wiedererstandenen Millionenmann. Dann hörte es auf, denn Jakob war jetzt ein Bettler. Das Schaf war nicht nur völlig kahl geschoren, es hatte sogar eine beträchtliche Partie fremder Wolle der eigenen nachgeworfen. Ohne Bild, Jakob Simplicius hatte sich von der Sibylle Gimmelig nach und nach die Summe von 14,000 Franken ablügen lassen, eine Summe, die so weit über sein eigenes Vermögen ging, daß seine Gläubiger, bei denen er unter allerlei Vorwänden Geld aufgenommen hatte, Anstalt trafen, ihn wegen Betrugs kriminaliter zu belangen. Das machte endlich die ganze Schwindelblase platzen.

5.

Falls dem abſoluten Blödſinn überhaupt Tragik innewohnen könnte, ſo würde ich ſagen, daß mit Vorſtehendem die tragiſche Seite dieſer Geſchichte erledigt ſei. Jedenfalls kommen wir jetzt zur komiſchen, die ich unſern ſtoffhungrigen Komödienſchreibern hiermit zu geeigneter Berückſichtigung empfohlen haben will.

Frau Sibylle Gimmelig wohnte, ſeitdem die ſimpliciſchen Gelder flüſſig geworden, nicht mehr bei den Schäfli, ſondern zuerſt in der Stadt, dann in einer „Außengemeinde" derſelben. Sie hatte ſich auf großartigem Fuß eingerichtet und warf das Geld etliche Monate lang mit vollen Händen weg. Ihre Mägde glaubten, ſie ſei eine „Rennthierin". Sie hatte auch ihren Tropf von Mann zu ſich genommen, aber er war nur ihr erſter Bedienter, deſſen ſie ſich bei ihren Schwindeleien als eines Schreibers bediente. Er muſſte ihr unbedingt zu Willen ſein; denn, wie er nachmals vor Gericht angab, „ſonſt hätte ſie ihn verzehrt". Es waltete in dieſem Weibe ein dämoniſcher Hang, zu lügen, zu betrügen, Unfug zu ſtiften; auch ein gewiſſer Humor der Schelmerei und nicht minder endlich eine zügelloſe Sinnlichkeit. Aus dieſer entſprang, wie übrigens hier nicht weiter erörtert werden kann, ihre beharrliche Simulation, krank zu ſein. Ihr Mann muſſte fortwährend nach Aerzten rennen. Sie hatte deren nach und nach nicht weniger als fünfzehn. Zuletzt, vom Juli an, einen jungen angehenden Arzt, meinen Herrn Doktor Habakuk Hoffegut. Dieſen behielt ſie und machte ihn zum Helden eines Luſtſpiels, welches ſie in Scene ſetzte, wie folgt.

Seine Patientin, in welcher der junge Arzt ihrer ganzen häuslichen Einrichtung zufolge eine ſehr wohlhabende Frau ſehen muſſte, erkor ihn zu ihrem Vertrauten. Sie ſchilderte ihm ihre Vermögensumſtände und erzählte ihm auch von ihrer Tochter Babette, welche beim Herrn Gemeindeammann Hintz in Bern erzogen werde. (Die zärtliche

Mutter hatte also vergessen, daß diese ihre Tochter früher Sophie hieß.) Der Herr Oberst Mildherz sei der Pathe des jungen Mädchens und habe demselben bereits kolossale Schenkungen gemacht, nicht weniger als 30,000,000 Franken. Als mein Herr Doktor Hoffegut — er war unlängst zu Basel gedoktert worden — über einen so millionärisch freigebigen Pathen die Augen sperrangelweit aufriß, kam zu seiner Vergewisserung hinter einem dünnen Schleier die uns schon bekannte Legende wieder zum Vorschein, daß nämlich der Millionenmann nicht allein der geistliche, sondern auch der leibliche Vater der schönen Babette sei.

Nun wohl, mein Herr Doktor gläubete an die Babette und ihre 30 Millionen Mitgift. Warum auch nicht? Sollte etwa der fürtreffliche junge Mann gegen das Heil des alleinseligmachenden Millionenglaubens unserer Zeit ketzerisch sich verhärten? Mit nichten, und gewiß um so weniger, als ihm ja dieses Heil immer lieblicher und lockender sich darstellte. Nämlich, die hochherzige Frau Sibylle ging nach den erwähnten Präludien mit der Eröffnung heraus, das Dreißig-Millionen-Babettli sollte den jungen Arzt heiraten, zum Danke dafür, daß derselbe sie, die arme kranke Mutter, so geschickt und treufleißig behandelte.

Meinem jungen Herrn Mediciumann wurde bei der plötzlichen Eröffnung dieser Aussicht in das Zauberland einer märchenhaften „Fortune" etwas schwindelig. Hunderttausende, was sag' ich? Millionen von güldenen Napoleonen tanzten ihm „sinnverwirrend und herzbethörend" vor den Augen herum. Nachdem er sich wiederum einigermaßen gefasst und erkannt hatte, daß ihm alles Ernstes eine Dreißig-Millionen-Braut so zu sagen auf dem Teller präsentirt werde, griff er als praktischer Schweizer frisch zu. Immer frischer dann, als das Gold-Babettli aus freien Stücken von Bern her eine gar anmuthige Korrespondenz mit ihm eröffnete. Geschah das zu Anfang Septembers, wo unser praktischer Jüngling einen Schreibebrief erhielt, unterzeichnet „Babette Drollinger" und vermeldend, wie glühend dankbar die Schreiberin gegen den Herrn Doktor gesinnt sei von

wegen der fürtrefflichen Behandlung ihrer Frau Mutter durch ihn und wie sehnlich sie wünsche, diesen Dank ihm auch persönlich abzustatten, zu welchem Zwecke sie eine Zusammenkunft im Heinrichsbade bei Herisau vorschlug.

Wer vermöchte solcher Liebenswürdigkeit einer Dreißig-Millionen-Schönen zu widerstehen? Unter Vermittelung der Frau Mutter, durch deren Hände die ganze Korrespondenz ging, drückte unser junger Medicinmann seine wohlstilisirte Rührung aus über des Fräuleins reizendes Entgegenkommen, sowie die Versicherung, daß er im Heinrichsbade nicht fehlen würde. Fehlte auch wirklich nicht daselbst, reis'te in Gesellschaft der hochherzigen Frau Mutter hin. Wer aber nicht kam, war das Gold-Babettli. Schlimm das, aber begreiflich; denn, hieß es in einem statt der Schönen anlangenden Briefe, ihrem Götti Hintz seien 80,000 Franken gestohlen worden. Mein Herr Doktor begriff, daß einem oder einer eine solche „Familienangelegenheit" wohl die Reiselust vertreiben könne, und tröstete sich mit einer bezaubernden Epistel, welche er bei seiner Nachhausekunft vorfand und worin die Güldene schrieb: „Theuerster Herr Doktor! Legen Sie doch mein Ausbleiben im Heinrichsbad nicht falsch aus. Könnten Sie in mein Inneres sehen, wie es darin glüht von wahrer Freundschaft, die an Liebe gränzt, so würden sie nicht zweifeln. Nie hab' ich geglaubt, daß die Sehnsucht nach einem theuren Freund mich so quälen könnte." In der Inbrunst ihrer Gefühle vergaß die junge Briefschreiberin, daß sie eigentlich den „theuersten Herrn Doktor" noch gar nicht gesehen, und schrieb frischweg: „Wiedersehen sind meine süßesten Träume. Verzeihen Sie meine zuvorkommende Gesinnung. Ihre Babette Drollinger."

Die süße Babette! Welche reizende Zuvorkommenheit! Mein Herr Doktor Hoffegut ging herum wie eine bis zum Zerspringen geladene Armstrong-Kanone, berstend schier vor Zukunftsglückseligkeithochgefühlen. Nicht auszuhalten, so ein geladener Zustand! „Dichter lieben nicht zu schweigen", hat ein gewisser Göthe gemeint; aber Verliebte noch weniger und Glückliche am allerwenigsten. Mein der Arznei- und

Verheiratungskunst Beflissener hatte einen Herzensfreund. Wer wähnte nicht einen solchen zu haben, so lange man jung und dumm? Diesem Bruderherz oder Herzbruder schoß er die Hoffnungsladung seiner Seele ins Gesicht. „Hör' mal, du, im engsten Vertrauen." — „Natürlich, kannst dich darauf verlassen." — „Denk' dir, könnt' jetzt Eine haben mit 'ner Million." — „Was? Bist wohl letzköpfig!" — „Bewahre! Wenn ich der Tochter nur halb so gut gefalle wie der Alten, so ist das G'schäftli im Reinen."

Ein merkwürdig eitler und selbstgefälliger Junge, nicht wahr? Behüte, behüte! Er sagte nur die Wahrheit, maßen er der „Alten" in der That höchlich gefiel. Bezeugte doch die hochherzige Frau Sibylle ihr Wohlgefallen an dem jungen Manne nicht allein mit Worten, sondern auch mit Werken, indem sie demselben während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft nach und nach Geschenke im Betrage von mehr als 1000 Franken machte.

Bei einer späteren Gelegenheit fragte der also Honorirte seinen Freund: „Was meinst, wie viele Millionen hat meine Braut?" — „Wie viele? Hm, ich will sagen drei." — „Lange nicht genug gerathen! Musst eine Null zu der Ziffer 3 hinzuthun." — „Herrschaft! Dreißig? Famos! Pompos! Pyramidalisch!" — „Ja, es thut's. Sobald ich das Geld habe, bekommst du auch 100,000 Franken." Man sieht, unser glückseliger Millionen-Bräuterich war ein generöser Bursche. Schade, verteufelt schade, daß solche generöse Bursche in der Regel keine Millionäre sind. Sein Herzensfreund hielt ihn aber jedenfalls von Stund' an für einen „sehr gelungenen Kerl", wahrscheinlich sogar für einen großen Mann.

6.

Im September 1859 fuhr eines ſchönen Morgens unſer Herr Doktor in Geſellſchaft ſeiner zukünftigen Schwiegermama in einem Eiſenbahnwagen erſter Klaſſe nach der Bundeshauptſtadt Bern. Seine Mittel erlaubten ihm das; denn er hatte zu dem Zwecke, den Reiſezahlmeiſter zu machen, eine goldſchwere Börſe von ſeiner Patientin und Begleiterin erhalten. Seine Laune war glorios: dampfte er doch der Erfüllung ſeiner Hoffnungen entgegen. Die ſüße Babette hatte ihn zu einer Zuſammenkunft in das Gaſthaus zum Bären in Bern geladen.

Aber es waltet auch über dieſem zweiten Zuſammenkunftsprojekt ein eigener Unſtern. Mein Herr Doktor Hoffegut wartet der Erſehnten im Bären einen Tag, zwei Tage lang. Sie kommt nicht. Seine Sehnſucht wird zum Fieber, ſeine Geduld iſt zu Ende. Er bringt in die verehrte Schwiegermama in spe, ihm doch endlich den Anblick ihrer Tochter zu verſchaffen. Frau Sibylle geht aus und kommt nach etlichen Stunden mit der Botſchaft zurück, der Herr Götti wolle Babette nicht aus dem Hauſe laſſen, weil ein Herr Soundſo aus Niflheim da ſei, welcher Abſichten auf das Mädchen habe und von dem Herrn Götti begünſtigt werde.

Was? Ein Nebenbuhler? Quer das, verteufelt quer!... Ich weiß nicht beſtimmt, ob unſer Kandidat des Millionarismus bei dieſer paſſenden Gelegenheit ſich daran erinnerte, daß ein ſicherer Shakſpeare mal geſagt hat:

„Was ich nur je in Büchern las und was ich
Erzählen hört' in Märchen und Geſchichten,
Beſtätigt mir, daß treuer Liebe Weg
Nie führt die Liebenden auf eb'ner Bahn" —

aber was ich beſtimmt ſagen kann, iſt, daß die geneigte Leſerin dieſer Hiſtorie nicht den entfernteſten Grund hat, für ihre Nerven bange zu ſein. Unſer Herr Doktor war viel zu geſcheid, den Horribilikribrifax ſpielen zu wollen, — behüte! Es gab keine tragiſchen Wuthblicke, keine Herausfor-

derung, kein Degenschleifen, kein Pistolenladen. Eine „praktische“ Jugend der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist über derartigen romantischen Schnickschnack so ziemlich hinweg. Kurzum, unser vortrefflicher junger Mann ließ den Nebenbuhler Nebenbuhler sein und hob sich von dannen, zu fahren gen Thun, allwohin Frau Sibylle in „möglichster Bälde“ mit ihrer Tochter nachzukommen versprach.

Diesmal wartet der treue Schäfer nicht vergebens, nein, beim Jupiter! Wer fährt nach etlichen Tagen vor dem Gasthause zur Krone in Thun vor? Wer anders als die theure Frau Sibylle? und zwar nicht allein, sondern — oh, du glückseliger Medicinmann! — in Gesellschaft einer „niedli-netten“ jungen Dame mit Krinoline, Amazonenhütlein, Schleier und allem sonstigen Zubehör. Das Heil ist erschienen, die Sonne der Erfüllung ist aufgegangen, die Dreißig-Millionen-Babette ist da!

Und siehe, er sah sie an und sie sah ihn an, und es war akkurat so, wie wenn ein brennendes Schwefelhölzchen in ein Bund Stroh fällt. Wie das brannte und loderte! Man kann es anständiger Weise nicht in Prosa beschreiben, man muß Verse citiren:

„Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist die Liebe? Sag'!“
„Zwei Seelen und kein Gedanke,
Zwei Köpfe und kein Hirn.“

Das reimt sich allerdings nicht, indessen sollen ältere Leute meinen, es sei doch nicht so ganz ungereimt.

Aber zum Henker mit der nach Essig riechenden Weisheit des Alters! Es lebe die Jugend, das Leben, die Liebe! Kellner, Champagner auf den Tisch, damit unser Habakuk mit seiner Babette anklinge!

So geschah's auch und es war eine „gemüthliche“, fröhliche Abendmahlzeit in der Krone zu Thun.

Ich sagte der hoffnungsvolle Jüngling habe mit seiner Babette angeklungen, und dazu war ich vollauf berechtigt, denn die Vereinigung dieser beiden jungen liebebedürftigen

Herzen bewerkſtelligte ſich, wie in unſerer Zeit ſo vieles, mit Dampf. Nach einer Nacht voll goldener Träume machte nämlich unſer Herr Doktor folgenden Tages mit ſeiner Erwählten eine Landpartie. „Da", — ſo gab er nachmals zu den Akten — „da wurden wir einig, denn ſie hatte mich gern und ich ſie. Es war alles bald abgemacht."

Doch noch nicht ſo ganz alles, du glücklicher Zukunftsmillionär!

Die niedli-nette Babette erklärt, ſie müſſte nach Spindelnheim, dem Wohnſitze des hochſeligen Herrn Oberſt Mildherz und zwar „in Erbſchaftsangelegenheiten", werde aber binnen einiger Tage wiederkommen. „Ach was", ſagt Frau Sibylle, „es handelt ſich ja nur um 15,000 Franken. Was willſt du dich wegen des Bettels verinkommodiren!" Babette iſt jedoch anderer Anſicht, und obwohl ihr Bräutigam ſie ungern abreiſen ſieht, ſo erblickt er in ihrer Sorglichkeit doch eine weitere Bürgſchaft ſeines Glückes. Mutter und Tochter reiſen ab, nachdem beſtimmt worden, daß mein Herr Doktor ſie im Hôtel Ritſchard in Interlaken erwarten ſollte.

Dort erſcheint bei dem Harrenden die Mutter allein, weil, ſagt ſie, die Tochter „Geſchäfte halber" noch in Bern zurückgehalten werde. Der Bräutigam trägt ſeine Sehnſucht unter den prächtigen Nußbäumen von Interlaken ſpazieren und iſſt im Kurſale Gefrorenes, um ſeines Herzens Gluten zu dämpfen. Folgenden Tages kommt die Braut, aber leider muß ſie — oh, die verhenkerte „Erbſchaftsangelegenheit!" — ſehr bald wieder abreiſen.

Zum Troſte des jungen Mannes bleibt ſeine Frau Schwiegermama bei ihm.

Im berner Oberland auf ſplendidem Fuße zu reiſen koſtet aber, wie wohlbkannt, nicht wenig Geld und demzufolge geſchah es, daß die Reiſekaſſe der Reiſegeſellſchaft Sibylle und Habakuk — ſie hatte etwas mehr als 1200 Franken enthalten — nach dreiwöchentlicher Benützung leer war. Kein Wunder daher, daß gerade zu dieſer Zeit der arme Jakob Simplicius in Tannenbach zur gänzlichen Her-

stellung des aus dem Grabe wiedererstandenen Millionenmanns so nachdrucksam in Anspruch genommen wurde. Die Rückreise wird angetreten. Frau Sibylle bleibt in Aarau zurück, wo sie „Geschäfte hat", und mein guter Herr Doktor hat die Freude, bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt seines Heimatlandes sofort seine theure Millionenbraut zu treffen.

Aber, um's Himmelswillen, was ist denn das? Der An- und Aufzug des jungen Mädchens sieht ja gar nicht millionenmäßig aus! Mein Herr Doktor stutzt, fragt, drängt, inquirirt. Das junge Mädchen bricht in Thränen aus und fleht ihren Bräutigam um Verzeihung an, weil sie eigentlich keine dreißig Millionen schwere Babette Drollinger, sondern eine arme Weißnähterin, Namens Kleophea Leichtfuß ... Sie hat sich von der Frau Sibylle Gimmelig gewinnen und abrichten lassen, deren Tochter vorzustellen und die Millionenbraut zu spielen.

Spiegelfechterei der Hölle! Aermster aller Zukunftsmillionäre, halte deinen Hut vor's Gesicht, damit wir in diesem schrecklichen Augenblicke deine Mimik nicht sehen.

Du gibst jedoch das Spiel noch nicht gänzlich verloren. Das müsste denn doch mit dem Teufel zugehen, wenn ein junger Mann von wissenschaftlicher Bildung aus dem Schiffbruche so kolossaler Hoffnungen nichts, gar nichts zu retten wüsste.

In drohendem Tone wendet sich mein Herr Doktor an die Ex-Schwiegermutter. Sie bestellt ihn zu einer Zusammenkunft in Aarau. Dort sagen sich die beiden verschiedene umgekehrte Höflichkeiten und mein junger Medicinmann stellt schließlich Madame das Ultimatum: Entweder eine Entschädigungssumme oder gerichtliche Belangung. Sie: „Wie viel wollen Sie denn zur Entschädigung haben?" — Er: „Zehntausend Franken." — Sie: „Bah, schreien Sie doch nicht so wegen so eines Lumpengelds! Sie sollen den Bettel haben." Und großartig setzt sie sich hin und schreibt dem Doktor einen auf 10,000 Franken lautenden Schuldschein. Froh des Besitzes dieser kostbaren Urkunde,

eilt unſer Gentleman heim und manifeſtirt, daß er ein fühlendes Herz in der Bruſt trage. Denn ſiehe, er verzeiht nicht nur der Jungfer Kleophea Leichtfuß vollſtändig, ſondern verlobt ſich auf's neue feierlich mit ihr, beifügend, er wolle mit ihr nach Amerika auswandern, ſobald er das Reiſegeld, d. h. die bewuſſten 10,000 Franken, einkaſſirt haben werde.

In dieſer unſerer Welt, deren bedenkliche Unvollkommenheit, ja gänzliche Nichtigkeit und Verworfenheit lange vor Herrn Arthur Schopenhauer ſchon verſchiedene Propheten, Heilande und Kirchenväter entdeckt und gepredigt haben, — in dieſer unſerer Welt, ſag' ich, haben leider gerade die edelſten Aufſchwünge und großmüthigſten Abſichten häufig widerwärtigſte Hinderniſſe zu befahren. Zwar führte unſer weiland Leibarzt einer hochherzigen Frau Sibylle ſeine Exmillionen-Braut für etliche Tage in die Bäder von Baden im Aargau und ſtellte ſie der dortigen Geſellſchaft als ſein „liebes Fraueli" vor. Allein nach der Heimkehr von Baden ſchlug ſein hitziges Liebesfieber plötzlich in ein kaltes um. Nicht etwa in Folge der Beſtandloſigkeit alles Irdiſchen im allgemeinen, auch nicht in Folge jener Unbeſtändigkeit im beſonderen, welche die Männer den Frauen und die Frauen den Männern herkömmlicher Weiſe vorzuwerfen pflegen, ſondern rein nur aus nationalökonomiſchen Gründen. Die Schuldverſchreibung der Frau Gimmelig konnte ſchlechterdings nicht realiſirt werden, weil beſagte Dame derweil von polizei- und gerichtswegen ſehr ungalant behandelt, d. h. als Schwindlerin von Diſtinktion eingethürmt und angeklagt worden war. Dieſes „untoward event" verleidete unſerem Medicinmann ſeine Europamüdigkeit und zugleich ſeine arme Braut Kleophea, mit welcher er das in den Bädern von Baden begonnene idylliſche Daſein im „fernen Weſten" hatte fortſetzen wollen.

Ach und krach, das Ideal hatte jetzt überhaupt ein Ende und die Kriminalgeſchichte hob an. Als unſer hoffnungsvollſter aller Doktoren eine Ladung vor das Schwurgericht erhielt, um vor demſelben die Denkwürdigkeiten ſeiner

Erlebnisse als Leibarzt der Frau Sibylle und als Millionen-Bräutigam zu erzählen, stieg ihm das Blut so zu Kopfe, daß er eine heftige Augenentzündung bekam. Half aber nichts, er mußte heran. Aermster aller Habakuke und Zukunftsmillionäre! Wir getrösten uns jedoch der Hoffnung, deine unbehagliche Situation als Rhapsode deiner Berner-Oberlands-Odyssee im Schwurgerichtssale könnte auf unternehmende Jünglinge, welche nach Millionenbräuten trachten, erbaulich und beschaulich gewirkt haben.

Hiermit: exeunt omnes und zwar die „niedli-nette" Kleophea-Babette für vier Wochen an den Schatten, Herr Bonifaz Gimmelig für achtzehn Monate und die sinnreiche Frau Sibylle für zehn Jahre ins Zuchthaus.

Der Decemberſchrecken.

O, my offence is rank, it smells to heaven.
Hamlet, III, 3.

1.

Der 24. Februar von 1848 hatte in Paris die Republik improviſirt und Frankreich dieſes Impromptü ſich gefallen laſſen. Nicht etwa, wie man gefabelt hat, aus Ekel über die „Korruption der Regierung des Bürgerkönigs“, ſondern vielmehr nur aus Ueberraſchung und in der Angſt des Augenblickes. Nobleſſe und Bourgeoiſie ſchrieen: „Vive la république!“ mit, auf daß nicht, wie ſie fürchteten, geſchrieen würde: „Vive le communisme!“ und mit dem ſtillen Vorbehalte, die Retterin Republik, welche ſie und ihre Beſitzthümer heute großmüthig unter den Schutz ihrer Fittige nahm, morgen ſchon zu verrathen. Ganz in demſelben Geiſte der „Honnêteté“ ſang die Hochwürdige Geiſtlichkeit am 25. Februar: „Domine, salvam fac rempublicam!“ um ſchon am Tage darauf die heiligen Kehlen auf das: „Domine, salvum fac regem!“ (oder nach Umſtänden: „imperatorem!“) einzuüben.

Neulinge im Leben und in der Politik mögen das verwunderſam oder gar tadelnswerth finden. Wiſſende Männer jedoch finden es begreiflich und verzeihlich. Denn wer kalten Blickes und nüchternen Gemüthes unſere Zeit

betrachtet und analysirt, muß erkennen, daß in derselben für die Republik kein Raum und für eine entgötterte, nicht mehr denkende, sondern nur noch rechnende Gesellschaft die zukömmlichste Regierungsform ein „aufgeklärter" Despotismus ist, welcher von den Staatsangehörigen keine Bürgertugend, sondern nur Steuern fordert und Sorge trägt, die Zügel nicht allzu scharf anzuziehen, d. h. nicht so scharf, daß die lieben Unterthanen dadurch verhindert würden, das zeitgemäße Kredo: „Erwerb und Genuß!" zu bekennen und zu verwirklichen.

Es ist eine herbe, in dem Mund eines Republikaners gallebitter schmeckende Wahrheit, aber es ist eine Wahrheit: — die Republik wird auf Erden stets in der Minderheit sein, — wie die Vernunft, wie die Erkenntniß, wie die Gerechtigkeit jederzeit in der Minderheit waren, sind und sein werden. Zu Zeiten jedoch trägt es die Minderheit, weil bei ihr Geist und Begeisterung, Thatkraft und Opfermuth sind, über die Mehrheit davon und überwältigt und bestimmt der reine Sonnenfeuerfunken im Menschen den gemeinen Erdenkloß. Das sind dann die großen Vorschrittsepochen der Menschheit, die Befreiungsfesttage und Völkerfrühlinge, deren periodische Wiederkehr im Weltgeschichtekalender verzeichnet steht.

Die republikanische Improvisation vom 24. Februar war unhaltbar. Schon desshalb, weil in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Franzosen die Republik nur das rothe Gespenst von 1793. Hatte eine rastlose Geschichtefälschung es doch glücklich dahingebracht, daß von den Ueberlieferungen der glorreichen Revolution, ohne welche Europa noch heute bis an den Hals im Unflate des Mittelalters stecken würde, nur die Gräuel der Schreckenszeit im Gedächtnisse der Menge haften geblieben waren. Die Sieger hatten die Geschichte der Besiegten geschrieben und damit Glauben gefunden. Sie hatten auch emsig und erfolgreich sich bemüht, die Thatsache vergessen zu machen, daß der rothrepublikanische Schrecken von 1793 durch den weißroyalistischen von 1794—95 verdrängt worden war und daß die Reaktion „für Thron und Altar", welche sofort

nach dem wirklichen Sterbetag der Republik, dem 9. Thermidor, wo Robespierre einer Koalition der ärgſten Blutmenſchen, der laſterhafteſten Schufte, der ſchamloſeſten Betrüger und Diebe mit den jämmerlichſten Zweiächſelern erlegen war, die Provinzen Frankreichs zu durchraſen begann, Kanibalismen, maſſenhafte Kanibalismen in Scene ſetzte, welche die Septembermetzeleien von 1792, die „Mitrailladen" Collots und die „Noyaden" Carriers an Grauſen faſt noch überboten. Ja, überboten, weil ſie nicht wie die erwähnten fluchwürdigen Abſcheulichkeiten im Fieberwahnſinn der Revolution, ſondern vielmehr in der kalten Berechnung der „Moderation" begangen, ja häufig geradezu als Vergnügungsmittel und Luſtpartieen betrachtet und veranſtaltet wurden. In Wahrheit, die thermidoriſche Reaktion von 1794 ſchlug, wie hier gelegentlich bemerkt ſein mag, zu einer ſyſtematiſch gegen die Republikaner organiſirten und im gemeinſten Räuber- und Meuchelmörderſtile durchgeführten Bluthochzeit aus, welche in nicht weniger als 10 Departements von Frankreich ſchandbar in Scene ging und in der Provence allein Tauſende und wieder Tauſende von Opfern ſchlachtete, ohne alle und jede Rechtsform und häufig unter den gräulichſten Umſtänden. Denn es genügte den als Thermidorianer verkappten Royaliſten das Sabriren, Guillotiniren und Füſiliren ihrer gefangenen und wehrloſen Gegner nicht, nein, ſie unterwarfen dieſelben auch dem Hungertode, dem Lebendigbegraben und dem Kreuzigen. Und, wohl zu merken! die Carriers der Revolution waren durch die Revolution ſelbſt unerbittlich beſtraft worden, die Carriers der Reaktion dagegen wurden durch die Reaktion amneſtirt und ſogar mit „Bürgerkronen" geſchmückt [1]) . . . .

Zugleich mit der Republik waren am 24. Februar

1) Ueber dieſe Thatſachen, für welche die auf amtliche Dokumente baſirten Beweiſe beizubringen ich bereit bin — vgl. Bd. VIII, S. 91 fg. den Eſſay „Für Thron und Altar" — pflegen „korrekte" Hiſtoriker leicht hinwegzugehen und in den Kompendien für Geſchichtsunterricht werden dieſelben wohl gar nicht erwähnt. Natürlich! Es gehört das mit zu dem Syſtem der Verleumdung und Verläſterung, welchem man die große

republikanische „Staatsmänner“ improvisirt worden, — Staatsmänner von der Sorte derjenigen, welche etliche Wochen oder Monate später auch in Deutschland grassirten. Die Mitglieder der provisorischen Regierung vom Februar gehörten der überwiegenden Mehrheit nach jener Gattung von Menschen an, für welche man den glücklichen Ausdruck „Bildungsphilister“ erfunden hat. Die schwache Minderheit bestand aus Anhängern der Socialdemokratie. Alle zusammen waren ohne Frage redliche, aufrichtige Patrioten und wohl auch ohne Ausnahme dem republikanischen Glaubensbekenntniß ehrlich zugethan. Aber ebenso zweifellos ist, daß sie ihre Unfähigkeit, die Republik zu begründen, glänzend erwiesen haben. Die Aufgabe war freilich eine schwere, geradezu eine kolossale, und das erbarmungwerthe Schauspiel, eine Riesenbürde auf die Schultern von Zwergen gelegt zu sehen, stellte sich hier wieder einmal recht deutlich dar.

Die provisorische Regierung konnte auf zweierlei Weise versuchen, mit ihrer Aufgabe fertig zu werden, — indem sie die Idee und die Kraft der Revolution entweder nach außen wirken ließ oder aber den demokratischen Gedanken im Innern verwirklichte. Sie begriff und that weder das eine noch das andere. Sie hatte, obgleich mit einer diktatorischen Macht begleitet, weder den Muth, sich an die Spitze der europäischen Revolution zu stellen, noch den Verstand, in Frankreich selbst der Demokratie die Möglichkeit der Existenz zu sichern mittels Auflösung der stehenden Armee, mittels Decentralisirung der Verwaltung, mittels Vernichtung der bureaukratischen Hierarchie und mittels unerbittlicher Entfernung aller royalistischen Ränkeschmiede von wichtigen Posten. Nichts von alledem! Statt der revolutionären Lavaströme, welche die europäischen Macht-

---

Revolution unterworfen hat und fortwährend unterwirft, — die Revolution, die trotz alledem und aller ihrer verdammlichen Missgriffe, Ausschreitungen und nie genug zu brandmarkenden Verbrechen ungeachtet einer der großen Glückswürfe der Menschheit, eine der größten Förderungen gewesen ist, welche dem Menschengeschlecht auf seiner dornenvollen Entwicklungsbahn zutheil geworden.

haber im erſten Februarſchrecken gefürchtet hatten, brachen aus dem à la Republik maſkirten Frankreich nur die dünnen Zuckerwaſſerrieſelungen lamartine'ſcher Friedensmanifeſte hervor und ſtatt in Paris die angedeuteten Maßregeln einer praktiſchen Staatsreform entſchloſſen in die Hand zu nehmen, ließ man den Kommunismus ſeine närriſchen Theorieen predigen und den Socialismus eben ſo unzulängliche als koſtſpielige Experimente machen.

Dieſe Predigten und Experimente brachten es der erſchreckten Bourgeoiſie — (es gibt bekanntlich für dieſes franzöſiſche Wort ſchlechterdings kein deſſen Sinn vollſtändig umfaſſendes und erſchöpfendes deutſches) — raſch zum Bewuſſtſein, welchen ſchnöden Undank ſie begangen hatte, als ſie ihren König Louis Philippe fallen ließ, — jenes unerreichte und unerreichbare Ideal eines Roi-Bourgeois, welcher mit ſo viel Klugheit, Ausdauer und Erfolg für den dritten Stand gegenüber dem vierten eine Stellung geſchaffen hatte, wie ſie vordem im Ancien Régime der Nobleſſe gegenüber dem dritten geſichert geweſen war. Die franzöſiſche Bourgeoiſie als ſolche hatte zweifelsohne ſchwer geſündigt, als ſie ſich durch den Anblick des jammerſäligen Seſſelkriegs, welchen die Thiers, Molé, Guizot, Barrot und andere Miniſter und Miniſterſeinwollende ſeit Jahren geführt, ſowie durch das gelegentliche Aufberſten einer Korruptionseiterbeule des Bürgerkönigthums zu einem ſolchen Grade „ſittlicher Entrüſtung“ hinaufſteigern ließ, daß ſie nicht allein: „Vive la réforme!“ rief, ſondern ſogar ſoweit ſich vergaß, bei der Taufe des ſehr illegitimen Kindes, welches Madame La France am 24. Februar ſo unerwartet zur Welt brachte, ſo zu ſagen zu Gevatter zu ſtehen. Es iſt aber nur gerecht anzuerkennen, daß die Sünderin Bourgeoiſie ſich beeilte, Reu' und Leid zu machen. Ferner muß man ihr zugeſtehen, daß ſie ihre reuevolle Sehnſucht, zu den Fleiſchtöpfen der Monarchie und des Friedenszuſtandes um jeden Preis zurückzukehren, auch thatſächlich beurkundete durch die Rührigkeit, womit ſie behufs der Leitung der Wahlen zur Nationalverſammlung als Bundesgenoſſin des Klerus

sich umthat. Mit der Geistlichkeit verbunden, gelang es ihr dann in der That, die Wahlen in den Provinzen erdrückend überwiegend in ihrem Sinne ausfallen zu machen, d. h. im Sinne der royalistischen Reaktion.

Für Leute, welche des „ideologischen" Glaubens leben, daß es in der Politik Moral, Aufrichtigkeit und Treue geben sollte, musste es ein seltsames Schauspiel sein, die am 4. Mai von 1848 eröffnete französische Nationalversammlung zu betrachten, welche, während der Republikanismus nur durch eine schwache Minderheit in ihr vertreten war, daran ging, für Frankreich eine republikanische Verfassung zu machen. Diese Versammlung hatte große Aehnlichkeit mit dem wenige Tage darauf in Schwatzthätigkeit gesetzten deutschen Parlament kläglichen Andenkens, insofern die Mehrheit desselben in der bestimmten Absicht nach Frankfurt kam, auf der parlamentarischen Bühne heftig zu gestikuliren und zu rednern, um dadurch die Aufmerksamkeit eines vertrauensseligen Publikums von dem abzulenken, was inzwischen hinter den Kulissen vorging. In Paris durfte sich jedoch die reaktionäre Unverschämtheit nicht von vorneherein so breitmachen wie in Frankfurt, maßen dort zu dieser Zeit das Volk oder, wie der Tribünecharlatan und Geschichtef—inder Thiers elegant sich ausdrückte, „la vile multitude" noch in Waffen und auf Posten stand. Die Junischlacht war ja noch nicht geschlagen.

Sie wurde aber emsig vorbereitet, diese Schlacht, so recht vorbereitet vonseiten der Orléanisten, Legitimisten, Bonapartisten und sonstigen Jesuiten, aus welchen die Mehrheit der Nationalversammlung bestand. Diese Mehrheit fand einen wie eigens für sie gemachten Dupe in der Person des Generals Cavaignac, eines Mannes, welcher über einer Brust ohne Gefühl einen hagebuchenen Kopf trug, aber gerade so viel militärische Routine besaß, als zur Lösung der ihm gestellten Aufgabe nöthig war. Es ist bekannt, daß man den Ausbruch der Juni-Insurrektion mit leichter Mühe hätte verhindern können. Aber man unterließ es, weil man, wie man mit kynischer Offenheit

geſtand, „mit der Demokratie ein für allemal ein Ende machen wollte“. Man provocirte den Aufſtand, man zog ihn förmlich groß mittels Liſt und Gewalt, mittels Polizeikünſten wie mittels brutaler Drohungen und Handlungen. Zu letzteren gehörte insbeſondere das plötzliche und barſche Vorgehen gegen die unſeligen „Nationalwerkſtätten“, ein Vorgehen, welches ſo, wie die Umſtände lagen, nichts anderes war als eine höhniſch an das hungernde Arbeitervolk ergangene Herausforderung. Bekannt iſt auch, daß Cavaignac und ſeine Auftraggeber dem Barrikadenbau und den übrigen Vorbereitungen der Inſurgenten mit verſchränkten Armen zuſahen. Was kümmerte es dieſe Fanatiker der Ruhe und Ordnung, daß dadurch Tauſende und wieder Tauſende von Menſchenleben hüben und drüben aufs Spiel geſetzt wurden? Weniger bekannt dagegen, weil verſchwiegen von den Siegern, welche auch hier wiederum die Geſchichte der Beſiegten ſchrieben, iſt, daß die zwei beklagenswertheſten Epiſoden des furchtbaren Junikampfes nicht der inſurrektionellen Demokratie auf Rechnung zu ſetzen ſind. Denn des Erzbiſchofs Affre Todeswunde rührte von der Kugel eines Soldaten her und der General Bréa wurde höchſt wahrſcheinlich auf Anſtiften eines notoriſchen bonapartiſtiſchen Agenten, Namens Lahr, ermordet, wie denn überhaupt an der Inſceneſetzung des Junigräuels der Bonapartismus emſig mitgearbeitet hat. Weniger bekannt auch iſt, daß die unbedingte Gewalt, welche die Aufſtändiſchen mehrere Tage lang in verſchiedenen Stadtvierteln in Händen hatten, keineswegs zu „Raub und Plünderung“ benützt, ſondern daß das Eigenthum ſtreng von ihnen geachtet wurde. Weniger bekannt iſt endlich und zwar aus naheliegenden Gründen, daß kaum jemals zuvor von Siegern gegen Beſiegte ſo barbariſch gewüthet worden iſt, wie von den Juniſiegern gegen die Unterlegenen. Die haarſträubenden und maſſenhaften Grauſamkeiten, welche die Vertheidiger der Ruhe und Ordnung an den Gefangenen verübten, dürfen ſich kühnlich mit allem meſſen, was der rothe und der weiße Schrecken der großen Revolution derartiges aufzuweiſen hatte.

Man muß jedoch, um gerecht zu ſein, ſagen, daß es nur die Grauſamkeit der Angſt geweſen iſt — bekanntlich von allen Arten von Grauſamkeit die erbarmungsloſeſte — welche die ſiegreiche Bourgeoiſie alſo gegen das beſiegte Proletariat wüthen machte. Wer ſich der blaſſen Furcht und der aus derſelben hervorgehenden zappelnden Wuth erinnert, in welche die bombaſtiſchen Deklamationsübungen von einem Halbdutzend obſkurer Kommuniſten i. J. 1848 die „intelligenten und beſitzenden Klaſſen“ in Deutſchland zu verſetzen vermochte, der wird ſich nicht verwundern, daß die pariſer Bourgeoiſie im Juni des genannten Jahres alles Ernſtes den Leitern der royaliſtiſchen Reaktion glaubte, wenn dieſe im Stile der Klagelieder Jeremiä verſicherten, der kommuniſtiſche Weltuntergang ſtände unmittelbar vor der Thüre. Was in Frankreich ſeit 1830 im Fache des ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Theoretiſirens und Phraſenmachens geſchehen war, konnte dieſem großen Schreckmittel der Rückſchrittler allerdings einen ſehr kräftigen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit geben. Aber hätte nicht die ewig denkwürdige, wahrhaft glorreiche Milde und Mäßigung, welche das ſiegreiche Volk in den Februartagen bewieſen, hätte nicht der fürwahr erhabene Duldmuth, womit es ſeit dem Februar monatelang eine drückende Laſt von Hunger und Elend getragen hatte, jene Lüge entlarven ſollen und die franzöſiſchen Bourgeois überzeugen können, daß die Ouvriers keineswegs nur auf „Raub und Mord ſinnende Barbaren“ ſeien, „moderne Vandalen“, welche „alles Hohe und Heilige unter ihre Füße treten“ und „die Geſellſchaft in den Abgrund einer blutraſenden Anarchie“ ſtürzen wollten; ſondern eben nur arme, hungernde Menſchen, welche i. J. 1848 von der Bourgeoiſie gerade das Nämliche forderten, was dieſe i. J. 1789 von den damals bevorrechteten Ständen gefordert hatte: — das Recht auf eine menſchliche Exiſtenz. Aber die Furcht ſchlägt blind zu und ſo ſchlug ſie zu in der gräſſlichen Juniſchlacht und nach dem Siege, — ſchlug ſo zu, daß Männer von Herz kaum ſich enthalten konnten, mit einzuſtimmen, wenn die maſſen-

haften Opfer des Juniſiegs, welche ohne Proceß und Urtheil in den Gefängniſſen, auf den Deportationsſchiffen und in den Fieberſümpfen von Cayenne dem Tode überliefert wurden, verathmend beteten: „Mag aus unſern Gebeinen dereinſt uns erſtehen ein Rächer!“ Und dieſes Gebet zur Nemeſis iſt nicht unerhört geblieben. Schon drei Jahre und etliche Monate nach der „Geſellſchaftsrettung“ durch die Bourgeoiſie war ja abermals eine „Geſellſchaftsrettung“ nöthig und zwar diesmal durch die Deſpotie und auf Koſten der Juniſieger. Das iſt eine große Wahrheit und eine ernſte Warnung. Aber wozu nützt es, derartige Wahrheiten und Warnungen auszuſprechen, als daß im Futter der Lüge und Knechtſeligkeit ſtehende Möpſe wüthend ſie ankläffen? . . .

Daß die Mehrheit der franzöſiſchen Nationalverſammlung ſchon im Hochſommer und Herbſt von 1848 gern zur Reſtauration des Königthums verſchritten wäre, iſt unzweifelhaft gewiß. Allein die Royaliſten lagen ja unter einander im bitterſten Hader inbetreff des zu kürenden Thronkandidaten. Sollte es der Graf von Paris oder der Graf von Chambord oder der Prinz Louis Bonaparte ſein? Denn der Bonapartismus begann zu dieſer Zeit mit dem Orléanismus und Bourbonismus bereits in offene Konkurrenz zu treten. Sodann muſſten Verſuche, zur Monarchie zurückzukehren, zu dieſer Zeit auch deſſhalb noch als verfrühte erſcheinen, weil ein nicht verächtlicher Bruchtheil der franzöſiſchen Bourgeoiſie in der That republikaniſch geſtimmt war und weil, was das wichtigſte, der Diktator Cavaignac, den man nicht ſo kurzweg beſeitigen konnte oder wollte, ſich einbildete, ein Republikaner zu ſein, und das Zeug zu haben — *er*, der Juniſchlächter! — einen „franzöſiſchen Waſhington“ vorzuſtellen.

Ein *franzöſiſcher* Waſhington? Schon in dieſer Vorſtellung trat die Holzköpfigkeit des Generals hölzern zu Tage, deſſen Regiment denn auch bekanntlich das der vollendeten Unfähigkeit geweſen iſt. Cavaignac und ſeine Baſtide, Goudchaux und übrigen Mitmittelmäßigkeiten haben die Republik Schritt für Schritt zu Grunde gerichtet, als ob ſie

eigens dazu bestellt gewesen wären. Im Innern der royalistischen Reaktion, deren Hampelmann er war, jeden verlangten Vorschub leistend, hat Cavaignac nach außen überall gegen die Völker und für die Despoten Partei genommen, wie das gar nicht anders möglich war, da seine innere Politik die auswärtige bedingte und bestimmte. Der General, dessen Begabung zu seinem Ehrgeiz in gar keinem Verhältnisse stand, nahm die ihm vonseiten der legitimistischen und orléanistischen Rückschrittler, welche *ihn* als eine Art Monk benützen wollten, vorgegaukelte Täuschung, daß sie *das* wollten, was *er* die „honette" Republik nannte, für bare Münze, und da er sich in den Holzkopf gesetzt hatte, das Oberhaupt oder, mit ihm selber zu sprechen, der „Washington" dieser honetten Republik zu werden, so musste er natürlich nicht nur den Honetten zu Gefallen leben, sondern auch den Heiligen, d. h. der Geistlichkeit. Daher die Beeiferung der cavaignac'schen Kameradschaft, jene berüchtigte „römische Expedition" vorzubereiten, welche, später ausgeführt — denn Cavaignac hatte nicht mehr Zeit, sie selber auszuführen — in Rom das päpstliche Regiment restaurirte, das päpstliche Regiment, von welchem fromme Menschen im Hochsinne des Wortes, falls es solche gäbe, von rechtswegen sagen müssten, Gott habe es in seinem Zorne geschaffen und in seiner Weisheit geduldet, um ein abschreckendstes Exempel zu statuiren, wie die Völker *nicht* regiert werden sollten.

Inzwischen war die „honette" Republik verfassungsmäßig festgestellt worden und alle die Honetten hatten die Finger zum Treuschwur auf die republikanische Verfassung aufgehoben, dieselben Finger, an welchen noch Spuren der Dinte klebten, womit sie so eben nach Claremont an die Orléans oder nach Frohsdorf an Henry Hinkebein die Versicherungen ihrer „unwandelbaren" Treue berichtet hatten. Aber die klugen und guten Herren hatten, um die „Honettität" ihrer Interimsrepublik zu einer vollständigen zu machen und die Wahl ihres theuren Junigenerals und Monks in spe zum Präsidenten zu sichern, etwas vergessen: — die Tilgung des

allgemeinen Stimmrechts. Dieſes ſpielte ihnen den höchſt unerwarteten und fatalen Poſſen, anders zu wählen, als die Honettität wollte und wünſchte. Eine große Anzahl von Bourgeois deſertirte aus dem Lager der honetten Republik, aus brennendem Haß ſelbſt gegen den blaſſen Schein von Republik und Demokratie. Auch ſein Frommthun half dem General Cavaignac nicht zur Präſidentſchaft, weil die Geiſtlichkeit von anderer, d. h. von bonapartiſtiſcher Seite her viel weiter gehende Zuſicherungen erhalten hatte. Was die Arbeiter betrifft, ſo hätten ſie begreiflicher Weiſe im Nothfalle lieber für den Zaren Nikolaus geſtimmt als für den Juniſchlächter. Der Liberalismus fiel in das Netz, an welchem er ſeit dem Jahre 1815 eifrigſt gewoben hatte. Denn war es nicht eine liberale Machenſchaft geweſen, den ſelbſtſüchtigſten und erbarmungsloſeſten aller Deſpoten, den Napoleon, zu einer Art von liberalem Halb- oder Ganzgott umzulügen, um damit den Bourbons einen Schabernack zu ſpielen? Hatten nicht Leute wie Chanſonnier Béranger und Geſchichtef—inder Thiers all ihr Talent darauf verwandt, einen förmlichen Kultus des Imperialismus zu begründen? Nun wohl, im December von 1848 ſagten die Bauern Frankreichs in heiliger Einfalt und die Ouvriers in der Verzweiflung des Haſſes Ja und Amen zu dem von den Liberalen aufgepäppelten Napoleonismus. Der „Neffe des Kaiſers“ wurde mit 5,434,226 von 7,324,672 Stimmen zum Präſidenten der Republik gewählt.

2.

Am 20. December 1848 erſchien in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ein Mann von unanſehnlichem Wuchſe, blaſſem Antlitz und verlebten Zügen, ausgeſtattet mit einer großen Papageiſchnabelnaſe, einem blondlichen Schnauz- und Kinnbart und umflorten Augen, die aber doch nicht ganz

jenes metallischen Glanzes entbehrten, welcher den Augen von Menschen eigen zu sein pflegt, die entschlossen auf ihr Ziel losgehen.

Das war das Staatsoberhaupt, welches Frankreich kraft des allgemeinen Stimmrechts für vier Jahre sich gegeben hatte, vom heutigen Tag an bis zum zweiten Sonntag im Mai 1852. Nachdem der Vorsitzende der Nationalversammlung, Marrast, den Präsidenten proklamirt hatte, sprach er demselben verfassungsgemäß diese Eidesformel vor: „Im Angesichte Gottes und des französischen Volkes schwöre ich, der einen und untheilbaren demokratischen Republik treu zu bleiben und alle Pflichten zu erfüllen, welche die Verfassung mir auferlegt." „Ich schwöre es!" betheuerte feierlich der Präsident. Worauf Marrast: „Wir nehmen Gott und Menschen zu Zeugen des geschworenen Eides!" Aber als genügte dieser dem neuen Präsidenten noch nicht, erbat er sich das Wort, bestieg die Rednerbühne, zog ein Blatt Papier hervor und las „mit seinem ausländischen Accent" (avec son accent étranger) folgendes: — „Das Votum der Nation und der so eben von mir geschworene Eid bestimmen mein Verhalten. Meine Pflicht ist mir vorgezeichnet: ich werde sie als Ehrenmann erfüllen (je le remplirai en homme d'honneur). Ich werde für Feinde des Vaterlands ansehen alle diejenigen, welche versuchen sollten, auf ungesetzlichem Wege das zu ändern, was das ganze Frankreich angeordnet hat." ... Augen- und Ohrenzeugen dieser Betheuerung ist es aufgefallen, daß der Betheuerer mit leiser und dumpfer Stimme sprach und daß Düsterniß sein Antlitz beschattete.

Wer war dieser Mann?

Ein Sohn der Hortense Fanny de Beauharnais, was unbestritten, und des gewesenen Titularkönigs von Holland Louis Bonaparte, was sehr bestritten ist. Dieselben Menschen nämlich, welche in dem Charles Louis Bonaparte (geb. am 20. April 1808 in Paris) vom 2. December 1851 an den „Retter Europa's, der Gesellschaft und der Civilisation" verehrten, dieselben Verehrer, welche ihm mit Kniebeugungen

huldigten und ihm ganze Wolken von Weihrauch ins Geſicht bliesen, ziſchelten einander zur gleichen Zeit geſchäftigſt in die Ohren, daß der „große Mann“ von rechtswegen oder wenigſtens von naturwegen eigentlich Verhuell hieße, weil der holländiſche Admiral dieſes Namens ſein wirklicher Vater, und daß im Geheimarchiv im Haag eine Urkunde exiſtire oder doch exiſtirt habe, kraft welcher der Gemahl Hortenſe's gegen die ihm angeſonnene Vaterſchaft inbezug auf den dritten Sohn ſeiner Frau feierlichen Proteſt erhoben hätte. Die amtlich zurechtgemachte Hiſtorik weiß officiell nichts von dem erwähnten Proteſt, wohl aber, daß Napoleon den dritten Sohn ſeiner Stieftochter förmlich und feierlich als ſeinen Neffen und als kaiſerlichen Prinzen anerkannt habe. Dieſe Legitimitätserklärung vonſeiten Napoleons des Erſten iſt die Baſis geworden, auf welcher Napoleon der Dritte ſeinen Kaiſerthron erbaut hat.

Die Aufrichtung dieſes Kaiſerthrons, die Reſtauration des Empire war von Kindheit auf der Gedanke ſeiner Tage und der Traum ſeiner Nächte geweſen. Die Kaiſerſchaft war ihm in Wahrheit zu einer fixen Idee geworden. Die erſten Anläufe zur Verwirklichung dieſer Idee fielen bekanntlich ganz knäbiſch und kläglich aus. Alle Welt hat über das Abenteuer von Straßburg (1836) und über das ebenbürtige von Boulogne (1840) gelacht. Aber wer zuletzt lachte, war der Ausgelachte von Straßburg und Boulogne, und daß er zuletzt lachen konnte, gibt unwiderlegbares Zeugniß, wie ein Princip, ein unwandelbar feſt gehaltenes Princip über alles und jedes zu triumphiren vermag, ſelbſt über etwas, was wenigſtens früher in Frankreich für unüberwindlich galt, über die Lächerlichkeit. Die lächerlichſt ausgefallenen Attentate von 1836 und 1840 hatten doch die Fahne des Bonapartismus in Frankreich wieder aufgepflanzt und Dank dem zur Reſtaurationszeit (1816—30) vom Liberalismus in ſeiner Kurzſichtigkeit erfundenen und gepflegten Napoleonkult flatterte die Fahne luſtig weiter. Unmittelbar nach der Februarrevolution ſahen Republikaner, Orléaniſten, Bourboniſten und Ultramontane mit gleicher

Ueberraschung, daß eine bonapartistische Partei vorhanden war, zahlreich, gut organisirt, rührig und entschlossen. Nach neun Monaten hatte diese Partei über alle die andern den Sieg davongetragen und Monsieur Jean Gilbert Viktor Fialin, aus eigener Machtvollkommenheit erst Sieur de Persigny und dann von Napoleons Gnaden Herzog von Persigny, der Haupt-Seide „seines" Prinzen, konnte in den letzten Tagen von 1848, in seiner brillanten Uniform als Adjutant des „Prinz-Präsidenten" in den Straßen von Paris flanirend, jedem, der es hören wollte, ungenirt laut zurufen: „Hab' ich's nicht seit fünfzehn Jahren gesagt? Mein Prinz wird Kaiser und ich werde sein Minister!" Am 18. Mai desselben Jahres 1848 hatte derselbe Monsieur Fialin in einem offenen Schreiben, worin er sich den Wählern im Departement der Loire als Kandidaten zur Nationalversammlung empfahl, gesagt: „Ich bin und werde sein ein aufrichtiger und treuer Republikaner." . . .

Der Liberalismus und die Demokratie begingen in ihrer Thorheit den ungeheuren, schon so oft von ihnen begangenen Fehler, ihren Feind geringzuschätzen und in dem Luftschiffe der Phrase über unbequeme Thatsachen hinwegzusegeln. Sie glaubten oder thaten so, als glaubten sie, daß ein Mann, welcher von der fixen Kaiseridee besessen war, durch einen „im Angesichte Gottes und des französischen Volkes" geschworenen Eid sich gebunden erachten würde. Sie wollten in Louis Bonaparte schlechterdings nur die „lächerliche Figur" vom Finkmattkasernenhof zu Straßburg und vom Strande von Boulogne sehen, und während die Royalisten in ihm ein gefügiges Werkzeug *ihrer* Pläne zu finden erwarteten, gingen die Republikaner soweit, den „Monsieur Verhuell" als einen „Narren" oder auch als einen „Idioten" zu bezeichnen. Wunderlicher Weise haben viele Demokraten diesen Idioten-Mythus auch *nach* der furchtbaren Niederlage, welche der angebliche Idiot der Demokratie beigebracht, immer noch festgehalten, nicht bedenkend, daß sie damit ihrer eigenen Partei das schneidendste Armuthszeugniß ausstellten.

Der Zufall der Geburt thut nicht gerade alles, doch aber vieles, das meiſte für den Menſchen. Hätte der Genius Göthe's ſtatt unter dem behäbigen Dache eines frankfurter Rathsherrnhauſes in der Schmutzhütte eines mecklenburger Tagelöhners Menſchengeſtalt angenommen, die Welt würde keinen Fauſt und keine Iphigenie geſehen haben. Wäre der Prinz Louis Ferdinand von Preußen nicht an den Stufen eines Thrones geboren worden, ſo hätte er, ſtatt nur ein lüderlicher Prinz zu werden, ein großer Mann werden können. Der Zufall hatte dem Sohne der Hortenſe Beauharnais den Namen Bonaparte neben die Wiege gelegt und dieſer Name wurde das Talent, womit er wucherte. Er glaubte ſich dazu prädeſtinirt, über ſeinem Haupte des „Onkels" untergegangenen Stern wieder aufgehen zu ſehen, und dieſer Schickſalsglaube erwies ſich auch ſchickſalsmächtig. Zumal der Neffe von frühauf des Onkels Wahlſpruch: „Der Erfolg rechtfertigt alles!" ſich eingeprägt hatte und ſtandhaft befolgte. Und warum hätte er das nicht thun ſollen? Wer wollte denn beſtreiten, daß in dieſer unſerer Welt, wie ſie nun einmal iſt und der Hauptſache nach immer ſein wird, der Erfolg in der That „alles" rechtfertigt? Der junge Louis, von ſeiner Mutter mit den ehr- und herrſchſüchtigen Traditionen des Napoleonismus ſo recht großgenährt, hatte ja während ſeiner auf dem Arenenberg idylliſch verlebten Jünglingsjahre hinlängliche Muße, über die Thatſache nachzudenken, daß die Mächtigen der Erde die Füße des Verſchwörers und Gewaltthäters vom 18. Brumaire umkrochen hatten, wie Hunde die Füße des Löwen umkriechen, ſo lange der „Allesrechtfertiger", der Erfolg, dem Schlachtendonnerer treu geblieben war.

Im übrigen lernte der junge Träger der „Idées napoléoniennes" in der Schweiz noch anderes, was ſonſt Prinzen, in die Serails eingemauert und möglichſt vom „gemeinen Daſein" abgeſperrt, in der Dreſſur allerunterthänigſter Hofmeiſter nicht lernen. Nämlich einen ſehenden Blick thun in des Lebens Bedingungen und Bedürfniſſe, Möglichkeiten und Wirklichkeiten. Eine ſelbſtſtändige Thätig-

keit, ein wirkliches Arbeiten ſeines Geiſtes begann jedoch erſt in der Gefängnißſtille von Ham. Er hat dort, wie bekannt, einen ſchriftſtelleriſchen Verſuch gemacht, den „napoleoniſchen Ideen“ ein ſocialiſtiſches Modegewand anzuziehen. Ein Häuptling der ſocialiſtiſchen Sekten, Louis Blanc, welcher den Prinzen auf deſſen Bitte in Ham beſuchte, fand ihn „rêvant, dans l'amertume de sa captivité, le retour de l'astre impérial, et rabaissant, jusqu' à le faire tenir tout entier dans le culte d'un nom, le culte de la patrie.“ Blanc erzählte weiter, der Gefangene habe ſich für das allgemeine Stimmrecht ausgeſprochen, „à cause de ce qu'il en attendait,“ die Republik dagegen habe der Prinz für „unmöglich“ erklärt. In dieſem Sinne ſchrieb er am 24. Januar 1845 von Ham aus auch an den großen Dichter der ſocialdemokratiſchen Republik, Frau Aurore Dudevant (Georges Sand): — „Ich ſtrebe nach Freiheit, ja nach Macht, doch wollte ich lieber im Gefängniſſe ſterben als durch eine Lüge mich noch ſo hoch aufſchwingen. Ich bin kein Republikaner, weil ich nicht glaube, daß ſich eine Republik in dieſer Zeit angeſichts des monarchiſchen Europa's und ſo vieler Parteien erhalten könnte.“ .... Die Hauptarbeit des Prinzen während ſeiner Gefangenſchaft zu Ham war, wie ſtark zu vermuthen ſteht, das Studium von Machiavelli's „Principe“, deſſen Inhalt er ſich vollſtändig zu eigen machte, — ſo ſehr, daß nachmals der Staatsſtreich vom 2. December nur eine höchſt gelungene Ueberſetzung der Quinteſſenz des „Buches vom Fürſten“ in franzöſiſche Wirklichkeit war; eine ſo gelungene Ueberſetzung, daß der alte Meiſter- und Muſterdiplomat in ſeiner Gruft in Santa Croce ſich darüber von rechtswegen vergnügt die Knochenhände reiben muſſte. Was aber zur Vollendung der politiſchen Erziehung und Bildung des Prinzen etwa noch fehlte, das erwarb er ſich nach ſeiner Flucht aus Ham drüben in England, welches Land ja die Höchſtſchule der Heuchelei iſt, und im Verkehr mit der engliſchen Oligarchie-Kaſte, welche den Hochmuth Satans mit der Gleißnerei Adramelechs und mit der Steinherzigkeit Molochs ſo ſchön

zu verbinden und dieſes hölliſche Konglomerat mit orthodox-chriſtgläubigen Phraſen „fromm“ zu überſalben verſteht.

3.

Die Volksabſtimmung vom 10. December 1848 hat den Beweis geliefert, daß Louis Bonaparte ſchon damals den Verſuch machen konnte, vom raſch abgeſtandenen Freiheitsbaum der Republik die Kaiſerbirne zu ſchütteln. Aber als Bekenner der Erfolg-Religion ohnehin nicht der Mann, den Erfolg durch ungeduldiges Gebaren zu gefährden, hatte er ausreichende Gründe für das Zu- und Abwarten. Politiſche und finanzielle Gründe. Erſtens war es gerathen, die alten Parteien, namentlich in der Nationalverſammlung, durch ihre Unfähigkeit oder Schwäche, ihre gegenſeitige Feindſeligkeit oder ihren Verrath an der Republik, ihr impotentes Wollen oder ihr volksfeindliches Thun vollſtändig ſich diſkreditiren, zerbröckeln, aufreiben und verbrauchen zu laſſen. Zweitens erforderten die Vorbereitungen zum Staatsſtreiche Geld, viel Geld, und der Prinz-Präſident, welcher beim einheimiſchen Kapital keinen ausgiebigen Kredit hatte, muſſte ſich erſt von außen her die nöthigen Summen verſchaffen.

In beiden Richtungen hatte er Erfolg. Wann dereinſt die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben iſt, die Geſchichte des Decemberputſches *vollſtändig* zu enthüllen, ſo dürfte es ſich herausſtellen, daß die Bewohner eines der damaligen drei Dutzende deutſcher Vaterländer die Ehre hatten, mittelbar nicht unbedeutend zu beſagter „Geſellſchaftsrettung“ beizutragen, maßen die zur Vorbereitung des Unternehmens nöthigen Gelder leihweiſe aus der Kaſſe eines deutſchen Fürſten gefloſſen ſein ſollen. Was die „alten Parteien“ betrifft, ſo löſ'ten ſie die ihnen vom Bonapartismus geſtellte Aufgabe, als wäre es eine echte und gerechte „Preis-

aufgabe" für sie gewesen. Das kleine Häuflein von Republikanern in der Nationalversammlung, welches die übrigens handgreiflichen Absichten und Pläne des Prinzen von Anfang an durchschaute, zappelte sich vergeblich ab, die Republik aufrecht zu erhalten. Stück für Stück wurde dieselbe von der royalistischen Mehrheit zerstört, mit einer Perfidie, welcher allenfalls nur die dabei entfaltete Thorheit gleichkam. Diese Leute hatten gar keine Ahnung, für *wen* sie eigentlich arbeiteten. Glaubten sie doch in ihrer Verblendung und Schlechtigkeit, in Louis Bonaparte ein gefügiges Werkzeug für *ihre* royalistisch-hierarchischen Verräthereien gefunden zu haben, ein nach gethanem Dienst leicht zu beseitigendes Werkzeug. Und doch zeigte er gleich seinem ersten, aus der parlamentarischen Majorität genommenen Ministerium — einem Ministerium, in welchem in den Personen von Odilon Barrot, Faucher und Falloux die liberale Phraseologie, das malthusische Prozenthum und die freche Jesuiterei sich verkörperten — daß er die Minister der Republik durchaus nur als *seine* Kommis betrachtete. Im übrigen spielte er seine Rolle meisterhaft, nur Schwachköpfe können das leugnen. Er wusste das ganze Odium einer von Tag zu Tag entschiedener gehandhabten Reaktion der Volksvertretung zuzuschaufeln und sich selber im Lichte eines verfassungsgetreuen Magistrats erscheinen zu lassen. Natürlich war es nur eine „jugendlich-thörichte Schwärmerei" gewesen, wenn er i. J. 1845 an Georges Sand geschrieben hatte, daß er „lieber im Gefängnisse sterben als durch eine Lüge sich noch so hoch aufschwingen wollte". Denn während er jetzt mit der einen Hand an dem Gewebe des Staatsstreichs wob, schrieb er, wohl wissend, daß die Welt betrogen sein will, mit der andern officielle Versicherungen seiner Treue gegen die Republik nieder. So in seiner Präsidentschaftsbotschaft vom 31. December 1849, wo er sagte: „Ich will des Vertrauens der Nation würdig sein, *indem ich die Verfassung, welche ich beschworen habe, aufrecht erhalte* (en maintenant la constitution que j'ai jurée)." So auch noch ausdrucksvoller in seiner Präsi-

dentſchaftsbotſchaft vom 12. November 1850, wo er ſich alſo vernehmen ließ: — „Ich habe bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich alle, welche die Feſtigkeit unſerer Zuſtände, wie ſie durch die Verfaſſung gewährleiſtet iſt, gefährden wollten, für große Verbrecher (comme de grands coupables) anſehen würde. Die unabänderliche Regel meines politiſchen Verhaltens wird ſein, unter allen Umſtänden meine Pflicht zu thun und nichts als meine Pflicht. Es iſt dermalen jedermann, nur mich ausgenommen, erlaubt, eine beſchleunigte Reviſion unſeres Staatsgrundgeſetzes zu wünſchen, und falls die Verfaſſung Mängel und Gefahren in ſich ſchließen ſollte, ſo habt ja ihr, (Mitglieder der Nationalverſammlung), ganz freie Hand, ſie von dieſen Mängeln und Gefahren zu reinigen. Ich allein, gebunden durch meinen Eid, halte mich ſtreng innerhalb der Schranken, welche die Konſtitution mir vorgezeichnet hat (moi seul, lié par mon serment, je me renferme dans les strictes limites qu'elle a tracées).“

Worte ſind dem Menſchen bekanntlich gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen. Indeſſen hieße es dem Prinzen unrecht thun, ſo man ſagte, er hätte ſeine Gedanken verborgen. Schon der Stil, in welchem er im Palais Elyſée ſeinen Hof hielt, mußte jeden Sehenden, der ſehen wollte, überzeugen, daß bei erſter Gelegenheit der Kaiſer-Schmetterling aus der Präſidenten-Puppe ſchlüpfen würde. Auch ſchrie ja eine mittels ſyſtematiſcher Bonaparteiſirung zu Prätorianern hergerichtete Soldateſka in Kaſernen und Lagern von Tag zu Tag lauter ihr „Vive l'empereur!“ und ſtiegen die Gebete der Pfaffen für den „von Gott zum Retter und Herrſcher Faukreichs auserwählten Wiederherſteller des Stuhles Petri“ von Tag zu Tag inbrünſtiger zum Himmel empor. Die ihm von Holzkopf Cavaignac hinterlaſſene Erbſchaft der römiſchen Expedition hatte Louis Bonaparte in der That vortrefflich zu verwerthen gewuſſt. Indem er nach der Hinſchlachtung der römiſchen Republik den Statthalter Chriſti durch Blutlachen und über Trümmer in

den Vatikan zurückführen ließ, gab er der hochwürdigen Geistlichkeit — und zwar innerhalb und außerhalb Frankreichs — ein vollwichtiges Pfand seiner Rechtgläubigkeit und beglaubigte sich zugleich bei dem Absolutismus auf den Thronen Europa's als einen Ebenbürtigen.

Unterdessen kam das Ende es Jahres 1851 näher und mit demselben für den Prinzen die Nothwendigkeit, zur Führung des Hauptschlages auszuholen. Wir sagen mit Bedacht die „Nothwendigkeit". Denn für einen Mann, welcher von Kindheit auf den napoleonischen „Stern" über seinem Haupte glänzen gesehen hatte, war es geradezu undenkbar, beim herannahenden Schlusstermin seiner Präsidentschaft, welche verfassungsmäßig nicht erneuert werden durfte, wiederum dahin zurückzukehren, woher er gekommen, in die Stellung eines Prinzen ohne Land und Leute, in ein Dasein, welches mit dem eines Abenteurers die bedenklichste Aehnlichkeit um so mehr haben musste, als die Art und Weise, in welcher der Prinz die Führung der republikanischen Staatsoberhauptschaft verstanden, die Geldmittel desselben völlig erschöpft hatte. In Wahrheit, die Zukunft des Expräsidenten hieß Noth und Armuth und Schuldthurm und er war nicht der Mann, einer solchen Zukunft sich zu unterwerfen. Ueber die Region, wo es eine „bürgerliche" Moral und demzufolge Skrupel und Gewissensbedenken gibt, schon von geburtswegen erhaben, konnte übrigens der Prinz — eine unbefangene Anschauungsweise muß das einräumen — zu Gunsten seines Vorhabens auch das vieldeutige Ding anführen, welches man „Staatsraison" zu nennen pflegt. In Wahrheit, wenn Louis Bonaparte auf die Leute blickte, welche ihm den Besitz der Macht streitig machen wollten, auf diese Parlamentshannswurste und Tribünegrimassirer, auf diese saft- und kraftlosen Doktrinäre und „honetten" Republikaner-Nichtsthuer, auf diese mit Claremont oder mit Frohsdorf konspirirenden „Staatsmänner", endlich auf diese Generale des Parlamentarismus, auf die Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau und wie sie alle hießen, von denen jeder, weil ihm etwa mal eine Razzia

gegen einen Beduinenſtamm oder eine nächtliche Einäſcherung eines Kabylenzeltlagers gelungen war, das Zeug und die Stimmung in ſich fühlte, ein franzöſiſcher Waſhington oder auch ein Monk oder gar ein zweiter „petit caporal“ zu werden, — ja, wenn Louis Bonaparte auf dieſen Miſchmaſch von Unzulänglichkeit, Zweiächſelei und Selbſtüberſchätzung hinſah, durfte er ſich kecklich ſagen, daß er *mindeſtens* ebenſo berufen ſei, Frankreich zu regieren, wie alle dieſe Leute, und daß, maßen bei der kraſſen Unkultur der Maſſen und bei der Feigheit, Angſt, Selbſtſucht und Verrätherei der beſitzenden und gebildeten Klaſſen der Fortbeſtand der Republik eine Unmöglichkeit, der Bonapartismus gerade ſo viel Recht habe, *ſeine* Reſtauration zu verſuchen, wie der Bourbonismus und der Orléanismus. Mehr ſogar, unendlich viel mehr. Denn wie immer man die Volksabſtimmung vom 10. December 1848 anſehen mag, *das* wird kein Mann von geſundem Menſchenverſtande beſtreiten wollen, daß ſie doch einen beſſeren Rechtstitel abgab als die fremden Bajonnette, welche 1814 und 1815 die Bourbons nach Frankreich zurückgeführt, und als das Votum einer Handvoll Advokaten, Literaten, Bureaukraten und Bankokraten, welche Anno 1830 den Orléans auf den Thron erhoben hatten. Freilich, für „Ideologen“ muſſte das wüſte Schauſpiel des „Ruere in servitium“, welches die Franzoſen wieder einmal aufführten, ſehr betrübend ſein. Die Augen von Geſchichtekennern jedoch ſind mit dieſem Schauſpiele ſo vertraut, daß ſie es ganz in Ordnung finden.

Der Bonapartismus triumphirte über den Republikanismus, Bourbonismus und Orléanismus, weil er den Grundſatz: „Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen“ — mit jener vollendeten Rückſichtsloſigkeit, wozu die Reſpektabiliät und Honettität es niemals bringen werden, bekannte und — was die Hauptſache war — mit vollendeter Rückſichtsloſigkeit auch bethätigte. Wie, die arme bürgerliche Moral will, wenn vom 2. December die Rede iſt, ſich erdreiſten, von einem „Verbrechen“ zu reden? Unverſchämte

„Ideologie!“ Hat nicht ganz Europa, ein bekanntlich hochmoralisches England voran, die „Gesellschaftsrettung“ mit Jubelschall begrüßt und mit Trompeten und Pauken in das Kredo der pariser Decemberblutmesse „Le succès justifie tout“ eingestimmt? Was haben solcher überwältigenden Billigung gegenüber „Katechismusredensarten“ zu bedeuten? Nichts!

4.

Sogar in unseren Tagen, in Tagen kalter Nüchternheit, werden die uralten und ewigjungen Zauberworte Freiheit und Vaterland in den Seelen begeisterter Jünglinge, wie hochherziger Männer und Frauen, noch immer einigen Widerhall finden. Noch immer gibt es in dieser karthagischen Zeit Menschen, welche „unpraktisch“ genug sind, für ihre Ueberzeugungen, für die „unpraktischen“ idealen Güter der Menschheit zu leben und zu sterben. Das sind aber „Ideologen“, wie man sie nicht brauchen kann bei Unternehmungen, welche aus so „praktischen“ Dingen wie Lug und Trug und Gewalt zusammengeschweißt werden müssen und, wenn siegreich, zwar vom vornehmen und geringen Pöbel, sowie von einer hochwürdigen Klerisei, als Gesellschaftsrettungen bejubelt und betedeumt, wenn aber besiegt, ebenso eifrig als Thorheiten oder gar als Verbrechen verdammt werden. Auch die Matadore der „respektabeln“ und „honetten“ Politik, so fügsam und schmiegsam sie sonst nach oben sein mögen, passen nicht für derartige Unternehmungen. Denn erstens halten sie auf das Dekorum und zweitens lassen sie gern ihre Hand aus einem Spiele, wo es um Hals und Kragen geht. Ein Mann also, welcher sich zum „Gesellschaftsretter“ berufen fühlt, wird schlechterdings genöthigt sein, seine Helfershelfer und Werkzeuge außerhalb der „ideologischen“ sowohl, als der „honetten“ Kreise zu suchen. Er

wird ſie ſuchen müſſen in der Region jener „katilinariſchen Exiſtenzen", welche über alle „Katechismusſkrupel" weit hinaus ſind und kein anderes Ziel kennen, als beim Bankett des Lebens tüchtig mitzuſchmauſen, aber auch bereit ſind, Hals und Kragen — anderes haben ſie in der Regel nicht zu verlieren — einzuſetzen, um einen guten Platz an der Banketttafel zu erobern.

Solche Verſchwörer, zwiſchen den Schuldthurm und beſagte Banketttafel, zwiſchen das Schaffot und den Thron in die Mitte geſtellt, werden, wenn ſie einmal ihre Wahl getroffen haben, vor nichts zurückbeben. Für ſie gibt es kein Zurück, ſondern nur ein Vorwärts. Sie wiſſen, daß zwiſchen Erfolg und Untergang kein Mittleres exiſtirt, daß ſie Sieger ſein müſſen, um nicht Verbrecher zu ſein. Daher packen ſie feſt an mit ihren ſkrupelloſen Händen, die ja lange ſchon gewohnt waren, in den Kloaken der Geſellſchaft zu wühlen. Ja, mit Fäuſten und Zähnen packen ſie ihre Beute und mit Stirnen von Bronze ſagen ſie zu derſelben: — „Halt ſtill! Es ſoll dir kein Leid geſchehen. Wir wollen dich nur verſpeiſen, was man jetzo r e t t e n nennt." Aber ſo wunderlich, ſo widerſpruchsvoll iſt des Menſchen Sinn und Art, daß ihm der hungerige Tiger, welcher hinter dem Buſche hervor plötzlich auf den ſorgloſen Wanderer ſich wirft, doch gewiſſermaßen imponirt. Denn dieſes Imponirende haftet jedem entſchloſſenen Thun an. Kein Wunder daher, daß in der Epoche der Schwatzpeſt, in welcher wir leben, auch der nächtliche Mordſchlag vom 2. December einen gewiſſen Reſpekt einflößte. Man war überall in der Welt der ewigen Schwätzer ſo müde, daß jeder Handelnde ſchon als ſolcher ein günſtiges Vorurtheil erweckte.

Die vorragenden Mitglieder des bonaparte'ſchen Staatsſtreichkomplotts waren zuvörderſt die Herren Perſigny, von geburtswegen Fialin, und Morny, von geburtswegen Flahaut, maßen ſeine Mutter Hortenſe de Beauharnais, vermählte Louis Bonaparte, ihm den Grafen Flahaut, Ordonnanzofficier Napoleons des Erſten, im Jahre 1810 geboren hatte. Monſieur de Morny war alſo ein Halbbruder

Napoleons des Dritten. Wie die genannten beiden Herren, haben auch andere Kompagnons der Gesellschaftsrettungsfirma nicht unter ihren eigenen und naturrechtlichen, sondern unter angenommenen Namen in der Geschichte erscheinen wollen, aus reiner Bescheidenheit vermuthlich, und solche, welche ihre Namen nicht änderten, haben wenigstens ein adeliges „de“ wie ein Feigenblatt der Verschämtheit davorgeklebt. So Herr Maupas, welcher mit den Herren Carlier, Rouher und Fleury zu den am zeitigsten und vollständigsten Eingeweihten gehörte. Herr Carlier wird mit großer Bestimmtheit als der ursprüngliche Planzeichner des Staatsstreiches genannt. Was Herrn Maupas betrifft, so hatte derselbe in seiner Eigenschaft als Präfekt von Toulouse seine Staatsstreichsrittersporen verdient, indem er daselbst eine „Verschwörung“ entdeckte und drei Präfekturräthe als Mitglieder derselben verhaften ließ. Leider wusste ein ungeschickt-ehrlicher Staatsanwalt in die gesellschaftsretterlichen Vorübungstendenzen des Präfekten nicht recht einzugehen und fand nicht den Schatten eines Grundes zur Anklage gegen die Verhafteten. „Oh, seien Sie ganz ruhig,“ sagte Monsieur de Maupas; „ich erwarte aus Paris einen sehr gewandten Polizeiagenten, welcher es schon zu machen wissen wird, daß man bei den Beschuldigten Waffen und gefüllte Granaten findet.“ Der ungeschickte Staatsanwalt schlug beim Justizminister Lärm und das Ende vom Liede war die Absetzung des allzu amtseifrigen Präfekten. In tiefster Seele gekränkt, eilte Herr de Maupas in's Elysée, schüttete sein Herz aus und wurde vollkommen verstanden. Kurz darauf ernannte der Prinz-Präsident den zu Toulouse verkannten Edeln zum Polizeipräfekten von Paris. Solches erzählt man sich von den Antecedentien des Herrn de Maupas. Es sind diese und ähnliche Historien, wie wir wohl kaum zu bemerken nöthig haben, natürlich nur Verleumdungen vonseiten der „Unterwühler von Thron und Altar, der Umstürzer aller heiligen Ordnungen“. Im übrigen können wir des etwas unreinlichen Geschäftes, die Charakterskizzen der Katilinarier vom December zu zeichnen, uns entschlagen. Hat doch der

alte Salluſt dieſe Arbeit ſchon vor neunzehn Jahrhunderten gethan und zwar ganz vortrefflich, unübertrefflich.

Die Hauptſache war ſelbſtverſtändlich die Bonaparteiſirung der bewaffneten Macht, der Armee, und man hatte gegen die Neige des Jahres 1851 zu in dieſer Richtung prächtige Erfolge erreicht. Auf Unterofficiere und Soldaten der in und um Paris liegenden Regimenter war mittels Wein- und Cigarrenſpenden, mittels geſchickter Beſchmeichelungen, ſowie mittels lockender Wiederbelebung der napoleoniſchen Traditionen von Gloire, Beute und Avancement ſehr glücklich gewirkt worden. Kamen dann noch in der Entſcheidungsſtunde hinzu, was man in der Malerei die „Drucker“ nennt, wir meinen bare zehn oder mehr Francs auf den Mann und eine ausreichende Anzahl von Branntweinfäſſern, ſo war die Geſellſchaftsrettung von dieſer Seite her geſichert. Aber man muſſte auch Generale und Stabsofficiere haben, damit nicht etwa die Truppen im entſcheidenden Augenblick aus Reſpekt vor der Diſciplin dem Einfluſſe der parlamentariſchen Generale, der Changarnier, Cavaignac, Leflô, Lamoricière u. ſ. w. verfielen. Die genannten Herren zu gewinnen, war wenig oder gar keine Ausſicht; denn jeder derſelben trug ſich ja ebenfalls mit dem ſtolzen Gedanken, in ſeiner Art Frankreich zu retten und zu beglücken, und ſie waren daher als Konkurrenten des Prinz-Präſidenten nicht zu Werkzeugen deſſelben geeignet. Man wuſſte ſich aber zu helfen. „Wie wär' es“ — warf der Prinz eines Tages hin — „wie wär'es, wenn wir Generale machten?“ Ein großer Gedanke! Monſieur Fleury, ein pariſer Kaufmannsſohn, welcher nach raſcher Verſchwendung des väterlichen Vermögens unter die Soldaten gegangen und jetzo ein „brillanter“ Kavallerieofficier war, machte den großen Gedanken zur Wirklichkeit. Der Prinz ſchickte den „Brillanten“ nach Algier mit einem Auftrag, welcher „brillant“ erfüllt ward. Dieſer Auftrag ging dahin: Generale, Oberſte und andere Stabsofficiere für den Bonapartismus anzuwerben; vor der Hand auf Kredit, aber doch unter ganz beſtimmten Zuſicherungen von Generalsepauletten, Geld, Orden, Penſio-

nen u. ſ. w. Ein Monſieur P. Mayer, vom 2. December ſelbſt zum officiellen Hiſtoriographen des 2. Decembers beſtellt, hat das in ſeiner „Histoire du Deux Décembre“ mit ſo unnachahmlicher Grazie beſchrieben, daß man ihn ſchlechterdings ſelber hören muß. „Un des plus brillants officiers de notre cavalerie, le brave et sympathique commandant Fleury (aujourd'hui, d. h. nach dem Staatsſtreich — colonel) fut chargé d'apprécier les courages, d'invoquer les dévouements, de certifier les espérances. Sa mission ne fut ni longue, ni pénible; géneraux de division ou de brigade, colonels, lieutenants-colonels, aucun de ceux à qui son entraînante parole peignait les dangers du pays, n'avaient besoin d'être convaincus. C'est ainsi que les cadets (d. h. die jüngeren der ſogenannten „afrikaniſchen“ Generale und Oberſten) devinrent les aînés“. Alſo wurden, von der Nothwendigkeit, Frankreich zu retten, „überzeugt“, die Herren de Saint-Arnaud — eigentlich hieß er ſchlechtweg Leroy, hatte aber aus beweglichen Gründen dieſen Namen an den Nagel gehängt —, de Cotte, Eſpinaſſe, Marulaz, Rochefort, Forey, d'Allonville, Gardarens de Boiſſe, de Lourmel, Herbillon, Dulac, Feray, Courtigis, Canrobert, Carrelet, Levaſſeur, Korte, Renaud, Reybell, Bourgon, Sauboul, Tartas und Ripert. Und keiner von allen dieſen „Ehrenmännern“ trug Bedenken, zum Umſturze der beſchworenen Verfaſſung, der geſetzmäßigen Zuſtände ſeines Vaterlandes ſich gebrauchen zu laſſen? Keiner! Die militäriſchen Hauptrollen im Geſellſchaftsrettungsſtück erhielten Saint-Arnaud, welchen Louis Bonaparte zum Kriegsminiſter, und der General Magnan, welchen er zum Oberbefehlshaber der in und um Paris verſammelten Soldateſka machte. Wie dieſe beiden, that ſich als beſonders brauchbar und „sympathique“ auch Canrobert hervor und es war billig, daß nachher alle Decembriſten zu Marſchällen von Frankreich avancirten. Dagegen iſt es eine ſchnöde Ungerechtigkeit geweſen, daß Eſpinaſſe, welcher doch wahrlich keinem der Decemberhelden an Eifer und Hingebung

nachſtand und als ein wackerſter Katilinarier ſich erwies, nicht ebenfalls den „Bâton“ erhielt.

„Man muß ein Ende machen!“ hatte der Onkel am 18. oder vielmehr am 19. Brumaire von 1799 zu St. Cloud geſagt, mit der Reitgerte zornig auf den Boden hauend. In demſelben Palaſt von St. Cloud hielt in den erſten Septembertagen von 1851 der Neffe einen geheimen Rathſchlag mit Perſigny, Morny, Carlier und Rouher, wann und wie ſein Brumaire in Scene gehen ſollte. Man kam hierüber noch zu keinem beſtimmten Entſchluß und Beſchluß. Auch bei einer zweiten, am 21. September ebenfalls in St. Cloud gehaltenen Berathung nicht, zu welcher der Prinz den Kriegsminiſter Saint-Arnaud und die Generale Magnan, Regnault, Le Pays und Bourjolly berufen hatte. Der Schlag wurde abermals vertagt; wohl hauptſächlich deſſhalb, weil Saint-Arnaud jetzt noch nicht, ſondern erſt etwas ſpäter — nämlich erſt dann, als gewiſſe „Miſſgriffe“, die ihm zu Orléansville im heißen Afrika in der Verwaltung etliche Jahre hindurch begegnet waren, vor Gericht und in der Preſſe zur Sprache kamen — vollſtändig zu einem Retter des Eigenthums, der Moral, der Religion, der Familie und des Staates ſich berufen fühlte. Die Verſchiebung des Staatsſtreiches wurde übrigens der Sache des Prinzen höchſt vortheilhaft. Er erhielt dadurch noch Gelegenheit, der am 4. November wieder zuſammengetretenen Nationalverſammlung den wohlverdienten Fußtritt des Hohnes zu geben, indem er derſelben die Wiedereinführung des am 31. Mai thatſächlich beſeitigten allgemeinen Stimmrechts vorſchlug. Noch mehr, er konnte der Mehrheit der Verſammlung Zeit und Raum gewähren, die Hefen ihrer Erniedrigung hinunterzuwürgen. Ein ſehr beträchtlicher Theil dieſer Mehrheit nämlich wollte in ihrer Angſt vor dem bevorſtehenden Staatsſtreich, von welchem man als von einer ſelbſtverſtändlichen Sache ganz offen ſprach, der Niederträchtigkeit ſich unterziehen, zu Gunſten der Verlängerung der Gewalten des Prinz-Präſidenten eine Verfaſſungsreviſion zu beantragen, um denſelben von gewaltſamen Abſichten abzubringen.

Die Ränkeleien und Fühlungen in dieser Richtung fanden nach dem 17. November statt. Allein Louis Bonaparte ging nicht darauf ein und wollte von den parlamentarischen Schwätzern und Intrikanten überhaupt nichts mehr wissen. Seine Anstalten zum großen Gesellschaftsrettungsputsch waren getroffen und er konnte gewiß sein, mit Hilfe seiner Katilinarier seine Absichten viel rascher und vollständiger zu erreichen als mit Hilfe der Orléanisten, Bourbonisten, Jesuiten und sonstigen „Honetten" der Nationalversammlung. Er wusste, daß Frankreich dieser Karikatur von Republik, welche die schlimmsten Eigenschaften des Despotismus entwickelte, ohne doch die „Stabilität" zu sichern, nach welcher die Ordnungsfanatiker lechzten, satt und übersatt war. Er wusste, daß die Franzosen, deren überwiegende Mehrzahl, des Lesens und Schreibens unkundig, in der Nacht tiefer Unwissenheit vegetirt, nicht nur nicht sich selbst regieren könnten, sondern auch nicht wollten. Er war überzeugt, daß für dieses Volk, welches despotisch beherrscht, aber mit Geräusch, Glanz und Gloire repräsentirt sein will, der Napoleonismus, beflittert mit etlichen Phrasen von den „großen Principien von 1789" die passendste Staatsform, d. h. Zwangsjacke sei, und so verschritt er getrost dazu, den „Rathschluß der Vorsehung" in Erfüllung zu bringen.

5.

Am Abend des 1. Decembers von 1851 hielten die „Burggrafen" (bourgraves), — wie man nach dem Titel von Hugo's abenteuerlich verzwickten und verrückten Trauerschauerspiel die Chefs der royalistisch-jesuitischen Mehrheitskabalisten der Nationalversammlung nannte — ihren gewohnten Schwatzklub in der Rue Poitiers. Es kam selbstverständlich nichts dabei heraus, als daß man, nachdem man sich müde geschwatzt hatte, nicht laut, aber doch still-

ſchweigend die Reſolution ſtellte und annahm: „Ach, wenn doch der Herr Bonaparte Raiſon annehmen und uns bei ſeiner vorhabenden Geſellſchaftsrettung ein bischen mitagiren laſſen wollte!“ Nichts da, meine Herren Ränkeler, Schwänkeler und Stänkeler! Der Herr Bonaparte iſt nicht nur entſchloſſen, euch nicht mitagiren zu laſſen, ſondern auch, euch ſo zu ſchurigeln, daß euch, und wär' es auch nur des Dekorums willen, alle Luſt vergehen muß, euch ſpäterhin mit ihm zu „rallieren“. Doch nein, nicht allen Burggrafen wird die Luſt dazu vergehen. Da iſt z. B. eine Grundſäule der Religion und Moral, der Herr Graf von Montalembert. Der wird als geſchurigelter Chriſt die Ruthe des Schuriglers küſſen und erſt ſpäter, als der 2. December ſeiner „guten Dienſte“ ſchlechterdings nicht bedürfen wollte, zur Einſicht kommen, daß er ſeinen glühenden Lob- und Preispſalm auf den Decemberputſch doch etwas zu voreilig und zu frühzeitig angeſtimmt habe. Der edle Graf wird dann abermals einen geſinnungstüchtigen Purzelbaum ſchlagen und als Lobpſallirer der „Freiheit Englands“ ſich aufthun. Ein napoleoniſches Tribunal wird ihn darob in Strafe verfällen, aber Napoleon der Dritte wird dem armſäligen Gaukler den wohlerworbenen Hohn anthun, ihn mittels eines vom 2. December datirten Dekretes zu begnadigen . . .

Zur ſelben Zeit, wo die Burggrafen in der Rue Poitiers ſchwatzten, überſchüttete in der Oper der Herr de Morny, neben der Loge Cavaignacs ſitzend, den General mit Artigkeiten, den General, der keine Ahnung hatte, von dem aber Morny wuſſte, daß derſelbe am folgenden Morgen in einer Kerkerzelle für Räuber und Mörder zu Mazas ſitzen würde. Sie ſpielten ihr Spiel gut, die Decemberſpieler, das muß man ſagen! Am beſten von allen hat nach übereinſtimmenden Zeugniſſen Morny geſpielt und das alte günſtige Vorurtheil für „Kinder der Liebe“ vollkommen gerechtfertigt. Er hat das hohe Spiel um Hals und Kragen, das Spiel um einen Einſatz, welcher Frankreich hieß und war, mit der ſcheinbar läſſigen, aber in Wahrheit wohlbemeſſenen Eleganz eines Grandſeigneur des Ancien Régime wie eine Whiſt-

partie arrangirt und durchgeführt und er würde im Nothfall nur verzweifelt kämpfend von der Bühne verschwunden sein, wie Katilina vor Zeiten bei Pistoja gethan. Auch ein anderer der Glücksritter vom Decemberorden, Fialin, sich nennend de Persigny, durfte sagen: „Wenn wir gehen, gehen wir nur in einem Feuerwerke von dannen“ [1]). Mit solchen Werkzeugen arbeitet in Ermangelung besserer die Weltgeschichte häufig genug; nie aber arbeitet sie mit Tiftlern, Düftlern und „Märzministern“.

Es war ein Montagsabend, nach der im Elysée eingeführten Etikette ein „Empfangsabend“ des Prinz-Präsidenten. Die Säle stralten von Lichtern, die Gesellschaft war sehr zahlreich und glänzend. Louis Bonaparte war unbefangen heiter oder spielte wenigstens den unbefangenen Heiteren ganz gut. Von irgendeiner Veranstaltung, welche auf das Bevorstehen von Ungewöhnlichem hätte schließen lassen, keine Spur. Derweil man aber im Elysée plauderte, scherzte und lachte, war Palatin Fialin auf einem Abenteuer begriffen, welches zu dem, was in der zweiten Hälfte dieser denkwürdigen Decembernacht geschehen sollte, den „nervus rerum“ herbeischaffen sollte. Das Objekt dieser Razzia war die Bank von Frankreich, auf deren Schätze in Geldrollen und Banknotenbündeln unser Ritter gerade so viel, nicht um ein Tüpfelchen weniger oder mehr Recht hatte als irgendein in den Diebshöhlen von Paris sich duckender Einbrecher und Räuber. Es soll auch, sagt man, im „Code Napoleon“ auf Einbruch und Raub ganz deutlich und bestimmt die Galeerenstrafe gesetzt sein. Wenn man aber den Einbruch als vollendeter Gentleman an der Spitze eines ganzen Rudels von Polizeimannschaft unternehmen, als Brecheisen eine Kompagnie Chasseur de Vincennes anwenden und gleich die Summe von 25 Millionen Francs einsacken und fortschleppen kann, so bekommt das Ding

1) Und so thaten sie oder vielmehr so wurde ihnen gethan. Fialins Prophezeihung ist zur Erfüllung gekommen: — in dem weltgeschichtlichen, unerhörten Feuerwerke „Sedan“ ist die Decemberbande von dannen gegangen worden.

denn doch einen ganz andern Anſtrich und Namen. Es kann dann nicht mehr und nicht weniger ſein als ein bedeutender Beitrag zur Rettung des Eigenthums, der Religion, Sittlichkeit und Familie, kurz, der Geſellſchaft. Es iſt auch nicht lautbar geworden, daß, als der Herr Graf de Perſigny zum Ambaſſadeur Sr. Allerchriſtlichſten Majeſtät Napoleons des Dritten am Hofe von St. James ernannt worden war, eine höchſt tugendſame Königin Viktoria und eine höchſt tugendſtolze britiſche Oligarchie-Kaſte, welche mitſammen es für ſehr unſittlich und gottlos halten, wenn der Kriſtallpalaſt am Sonntage den arbeitenden Klaſſen zu ihrer Belehrung geöffnet würde, — daß, ſagen wir, beſagte Königin und beſagte Kaſte irgendeinen Skrupel gehegt hätten, jenen Eigenthumsretter von der Nacht des 1. auf den 2. December höchſt zuvorkommend und mit allen Ehren zu empfangen. Grund genug für den armen „unpraktiſchen" Dr. Sauerampfer, auszurufen: „Moralkodex, dein Name iſt Lüge. Du biſt nur das bekannte alte Fliegennetz, welches die Armen und Hilfeloſen fängt, welches aber die Reichen und Starken ihrerſeits hohnlachend zerreißen, wo ſie es auf ihren Wegen finden, hohnlachend und ungeſtraft. Denn „„der Erfolg rechtfertigt alles"".

Gegen 10 Uhr in der Nacht winkte der Prinz, mit dem Rücken an das Geſims eines Kamins im großen Empfangsſal gelehnt, welcher voll von Gäſten war, den Oberſt Vieyra zu ſich heran, welcher am Tage zuvor zum Chef des Generalſtabs der pariſer Nationalgarde ernannt worden war. „Colonel" — ſagte lächelnd der Träger der „Idée napoléonienne" — „ſind Sie Ihres Geſichtes hinlänglich Meiſter, um demſelben den Eindruck einer großen Ueberraſchung nicht anmerken zu laſſen?" — „Ich glaube wohl, mein Prinz." — „Deſto beſſer." Und, alſo erzählt uns Monſieur Mayer, der Officielle, und mit einem noch luſtigeren Lächeln („avec un sourire plus épanoui") fuhr Louis Bonaparte fort: „Heute Nacht wird es gethan! . . . Ah, Sie haben nicht gezuckt? Vortrefflich! Sie ſind ein feſter Mann. Können Sie mir dafür ſtehen,

daß morgen früh der Generalmarsch nirgends geschlagen werden und keine Zusammenberufung der Nationalgarde statthaben wird?" — „Allerdings, falls ich nur hinlänglich viele Ordonnanzen zu meiner Verfügung habe." — „Benehmen Sie sich hierüber mit dem Kriegsminister und gehen Sie jetzt; aber nicht auf der Stelle, damit man nicht glaube, ich hätte Ihnen einen Befehl gegeben." Und den spanischen Gesandten, welcher sich näherte, beim Arme nehmend, ging der Prinz auf eine Gruppe von Damen zu und ließ sich mit denselben in ein heiteres Geplauder ein. Also die „bewaffnete Bourgeoisie", die Nationalgarde, wollte der Mann nicht mit dabei haben, als er sich anschickte, „Frankreich und die Christenheit (la France et la chrétienté) zu retten" — wie uns Mayer der Officielle versichert. Vor etlichen Monaten hatte die Bourgeoisie das Volk entwaffnet, jetzt entwaffnete der Despotismus die Bourgeoisie. Heute mir, morgen dir!

Gegen Mitternacht entließ der Prinz seine Gäste und zog sich in sein Kabinett zurück. Bald aber erschien der vielgetreue Fialin, meldend, der „nervus rerum gerendarum" sei beschafft, d. h. die bewussten 25 Millionen in Gold und Banknoten befänden sich im Elysée. „Gut, beginnen Sie mit diesen Waffengattungen den Kampf!" Und der Bayard des Napoleonismus redivivus begann ohne Zögern den Kampf, will sagen Kauf. Gegen 3 Uhr Morgens war er schon am Bette des Obersts Espinasse, welchen er mit den Worten weckte: „Morgen sind Sie Brigadegeneral und Adjutant meines Prinzen mit 30,000 Francs Jahresgehalt. Hier sind 100,000 Francs in Banknoten, bald ebensoviel. Sperren Sie die Zugänge zum Palais der Nationalversammlung und helfen Sie tüchtig mit bei der Verhaftung der Quästoren derselben." Welcher Espinasse konnte wohl solcher Beredsamkeit widerstehen? Auch der General de Cotte, gegen welchen der beredsame Monsieur Fialin etwas später auf der Place de la Concorde sein Hunderttausendfrancsargument ebenfalls vorbrachte, widerstand demselben nicht. Später hieß es, dem genannten General

ſei auch ein Pferd, welches ihm während der Geſellſchafts-rettungsſchlacht erſchoſſen worden, mit weiteren 100,000 Francs bezahlt worden. Aber wie Jupiter zur Danae, ſo kam der goldtriefende Decemberling zum 42. Regiment, welches durch die Quäſtoren der Nationalverſammlung zum Schutze derſelben beſtellt war. Da ſtoben dem freigebigen Manne die Tauſende und Hunderttauſende in Louisd'or und Bankbillets von allen Fingerſpitzen, ein befruchtender Regen. Für die Soldaten Mann für Mann 10 bis 20 Francs, für die Korporale, Sergeanten und Fouriere von 50 bis 200, für die Lieutenants von 500 bis 1000, für die Kapitäne von 3000 bis 5000, für die Majore 10,000. Sacré nom de Dieu, man rettet die Geſellſchaft nicht umſonſt! Der gewandte Seelenkäufer und ſeine Kommis fanden in den Kaſernen überall einen guten Markt. Da und dort trafen ſie aber doch — wunder-bar zu ſagen! — auf einen „Ideologen" in Uniform. In Wahrheit, da und dort ſtieß ein Sergeant, Lieutenant, ein Kapitän die mit Gold oder Banknoten gefüllte Mäkler-hand verachtungsvoll zurück. Aber das waren nur weiße Raben. Bei Tagesanbruch fühlte die Garniſon von Paris zu jedem Thun für „Frankreich und die Chriſtenheit" ſich „entflammt". Das ſind die Wunder der Diſciplin und Sub-ordination. Ah, wir haben es weit gebracht im Chriſtenthum in dieſen achtzehn Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung!

Im Kabinette des Prinzen trafen inzwiſchen der Präten-dent, Morny, Maupas und Saint-Arnaud die letzten Ver-abredungen. Es wird, natürlich „unglaubwürdig", verſichert, daß Banknotenbündel auch hier eine bedeutſame Rolle ge-ſpielt hätten, um „die Ueberzeugungen zu befeſtigen" und „die Hoffnungen zu ermuthigen". Der Herr Kriegsminiſter ſoll eine bare Million in ſeiner Taſche mitfortgetragen haben, um die eine Hälfte für ſich zu behalten und die andere dem General Magnan zuzuſtellen. Dem Monſieur de Maupas habe, als die Stunde des Handelns gekommen, das Herz in die Beinkleider fallen wollen, doch ſei es ihm durch ſeine Mitverſchworenen, insbeſondere durch den kühnen

Morny, wieder leidlich im Bruſtkaſten befeſtigt worden. Was in dem prinzlichen Kabinett in jener Stunde nach Mitternacht verhandelt worden, läſſt ſich aus den Folgen mit Beſtimmtheit errathen: über das Wie dagegen liegen bislang nur Vermuthungen vor. So auch darüber, was Monſieur Fleury in dieſer Nacht für Aufträge hatte und beſorgte. Wahrſcheinlich war derſelbe in den Kaſernen geſellſchaftsretterlich thätig. Vielleicht hinterließ Monſieur Mocquard, der Geheimſchreiber des Prinzen, Memoiren, welche über die einzelnen Umſtände der Vorbereitungen zur Decemberblutmeſſe befriedigendere Aufſchlüſſe geben, als wir bis jetzt zu erlangen vermochten. Gewiß iſt, daß Saint-Arnaud den Colonel Beville in das Kabinett hereinrief und daß der Prinz dieſem Officier ſeine bereit gehaltenen Proklamationen übergab, um ſie in die Staatsdruckerei zu bringen, deren Direktor Saint-Georges mit im Komplotte war. Die zum voraus konſiguirten Setzer und Drucker muſſten ſich ſofort an die Arbeit machen, während der Kapitän Delaroche Doiſy mit einer Kompagnie vom 1. Bataillon der Gensdarmerie das Gebäude umſtellte und von der Nachbarſchaft abſchloß. Die Soldaten hatten den Befehl, „ohne weiteres jeden niederzuſchießen, der es verſuchen ſollte, das Haus zu verlaſſen oder auch nur einem Fenſter ſich zu nähern“. Ein ſehr deutlicher Befehl, deſſen Deutlichkeit Monſieur Mayer der Officielle zu rühmen nicht unterlaſſen hat. Derſelbe edle Hiſtoriograph konnte, nachdem er angegeben, wie die Manifeſte des Meineids und Verraths, womit am Morgen des 2. Decembers Paris und Frankreich überraſcht werden ſollten, gedruckt wurden, nicht umhin, alſo ſeiner lyriſchen Ekſtaſe Ausdruck zu geben: — „Zum ewigen Ruhme des menſchlichen Gedankens war der erſte Akt des 2. Decembers kein Kanonenſchuß, ſondern“ — (sit venia verbo) — „ein Preſſeſchuß (coup de presse). Aus der Nationaldruckerei ging das troſtvolle Präludium (prélude consolateur) hervor“ — zu mehrbeſagter Blutmeſſe nämlich. Es wird erzählt, aber in verſchiedener, ſogar in ſich widerſprechender und demnach wenig glaubwürdiger

Weise, daß im letzten Augenblicke, d. h. gegen 3 Uhr Morgens, als die Verschworenen sich trennen und an's Werk gehen sollten, der Prinz oder nach anderer Version sein Halbbruder Morny (?) plötzlich schwankend geworden sei. Da habe aber der inzwischen im Elysée erschienene Fleury den Schwankenden beiseite genommen und, ein Pistol ziehend, demselben gedroht, er würde ihn auf der Stelle niederschießen, so er zögerte, weiter vorzugehen.

Kurz vor 3 Uhr trennten sich die Gesellschaftsretter. Der Prinz ging ruhig schlafen, sagt man. Ob er wirklich „ruhig" schlief? Wer es glauben will, mag es thun. Saint-Arnaud begab sich ins Kriegsministerium, um die angeordneten Truppenbewegungen zu leiten und Paris in Belagerungszustand zu setzen, welcher ja, wie männiglich weiß, bei allen den „rettenden Thaten" unseres Jahrhunderts das Beste thun muß. Morny seinerseits machte sich mit einer Soldatenbande nach dem Ministerium des Inneren auf, um den Inhaber desselben auszutreiben und sich selber an dessen statt zum Minister zu improvisiren. Maupas eilte nach der Polizeipräfektur, wo nahezu 1000 Polizeisoldaten und etliche 40 Polizeikommissäre versammelt waren, unter dem Vorwande, daß es gälte, eine Verschwörung der Socialdemokraten, welche, mit Hilfe „fremder Flüchtlinge" zum Ausbruche kommen sollte, zu unterdrücken. Der 2. December kopirte, wo immer es anging, den 18. Brumaire. Der Verschwörer von 1799 hatte ja auch eine „jakobinische" Verschwörung erfunden, der Verschwörer von 1851 erfand eine „socialdemokratische". Der würdige Polizeipräfekt ertheilte, wie die eine Lesart will und sie ist die glaubhaftere, seine Befehle jedem der Polizeikommissäre einzeln. Die andere Lesart sagt, Maupas habe die Polizeikommissäre versammelt und ihnen dargelegt, daß und wie sie zur Vollziehung des Staatsstreiches, welcher in dieser Nacht vor sich ginge, mitzuwirken hätten. Alle diese „Diener des Gesetzes" *mussten* wissen, daß man Gesetzwidriges, daß man geradezu Verbrecherisches von ihnen verlangte, daß sie zu Werkzeugen schnödesten Verrathes sich hergeben sollten; aber *alle* er-

klärten sich bereit, das zu thun, mit Ausnahme eines einzigen, dessen Namen wir leider nicht anzugeben vermögen.

Die Polizeikommissäre erhielten von Maupas den Befehl, vor 6 Uhr des Morgens zu verhaften und nach Mazas und in andere Gefängnisse zu bringen: sechszehn Mitglieder der Nationalversammlung, nämlich die Generale Cavaignac, Bedeau, Lamoricière, Changarnier und Leflô, den Oberstlieutenant Charras, den Kapitän Chollat und den Lieutenant Valentin; ferner Thiers, Baze, Beaune, Greppo, Lagrange, Miot, Roger du Nord und Nadaud. Alle diese „unverletzlichen" Volksvertreter wurden zur bezeichneten Stunde aus ihren Betten geholt, zum Theil unter Umständen, welche komisch gewesen sein würden, wenn sie nicht brutal gewesen wären. Unter den nach Mazas Geschleppten befand sich also auch Herr Thiers, und falls die Entrüstung darüber, daß der alte Mann daselbst der Gegenstand höhnischer Insulten vonseiten des Gefängnißpersonals war, irgendwie Raum hierfür ließe, so könnte man sich einer unwillkürlichen Anwandelung von Schadenfreude kaum erwehren, daß der „Neffe" dem geschichtef—indenden Vergötterer des „Onkels" Gelegenheit gab, in einer Kerkerzelle von Mazas über das Wesen des Napoleonismus etwas reiflicher nachzudenken, als er früher gethan hatte ... Zugleich mit den Volksrepräsentanten wurden zuvörderst auch etliche siebzig Republikaner in Paris verhaftet, von welchen ein energischer Widerstand gegen den Staatsstreich zu erwarten war. Sie wurden sammt und sonders deportirt, ohne Proceß und Urtheil, ein Loos, welches nach glücklich vollbrachter Gesellschaftsrettung bekanntlich noch so viele, viele Opfer derselben getroffen hat. Allein das wenigstens können und wollen wir nicht glauben, daß der Sieger vom 2. December, als man ihm sagte: „Aber die Deportation nach Cayenne ist der Tod" — kaltblütig zur Antwort gegeben habe: „So versteh' ich sie auch (je l'entends bien ainsi)." Nein, wir wollen es nicht glauben, selbst auf die Gefahr hin, schwachherzige Ideologen und Optimisten gescholten zu werden.

Noch lag das Düster der Decembernacht auf der

ſchweigenden Hauptſtadt Frankreichs, als um die ſechſte Morgenſtunde die vergitterten Zellenwagen mit den Verhafteten gen Mazas und nach dem Fort vom Mont-Valerien rollten. Zur ſelben Zeit bezog Forey den Quai d'Orſay mit einer Infanteriebrigade, Dulac mit einer zweiten den Tuileriengarten und Cotte mit einer dritten den Concordeplatz, während Canrobert mit einer vierten, welche durch Kavalleriebrigaden unter Korte und Reybell verſtärkt war, die Umgebungen des Palais Elyſée beſetzte. Zur ſelben Stunde fuhren mit bedruckten Papiermaſſen beladene Karren aus dem Thore der Staatsbuchdruckerei und dieſe Papiermaſſen bedeckten noch vor Tagesanbruch in Form von Plakaten die Häuſerwände der Straßen von Paris.

Soweit das Werk der Nacht.

6.

„Im Namen des franzöſiſchen Volkes.

Der Präſident der Republik verordnet: —

1) Die Nationalverſammlung iſt aufgelöſ't.
2) Das allgemeine Stimmrecht iſt wieder hergeſtellt.
3) Das franzöſiſche Volk wird zwiſchen dem 14. und dem 21. December an ſeine Abſtimmungsorte (dans ses comices) berufen.
4) Der Belagerungszuſtand iſt im ganzen Umfange der 1. Militärdiviſion verhängt (d. h. über Paris und zehn benachbarte Departements).
5) Der Staatsrath iſt aufgelöſ't.
6) Der Miniſter des Innern iſt mit dem Vollzug dieſer Verordnungen beauftragt.

Gegeben im Palais Elyſée, am 2. December 1851.

Louis Napoleon Bonaparte.

Der Miniſter des Innern

De Morny."

Dieses lakonische Dekret verkündigte dem am Morgen des 2. Decembers erwachenden Paris, daß die Republik über Nacht zu Gunsten des Bonapartismus eskamotirt und konfiscirt worden sei. Das Staunen und die Ueberraschung waren nicht allzugroß über ein Ereigniß, welches Leute von gesundem Menschenverstand längst vorausgesehen und vorausgesagt hatten. Nur solche, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, den Louis Bonaparte für einen „Idioten" zu halten, rieben sich höchst verwundert die Augen. Der angebliche Idiot hatte also zu eigenen Gunsten gewagt, was die höchsten Spitzen der Bildungsphilisterschaft, des Royalismus und der Jesuiterei, Messieurs les Bourgraves, zu Gunsten von Thron und Altar, d. h. ebenfalls zu eigenen Gunsten, sehnlichst zwar gewünscht, aber beileibe nicht gewagt hatten. Es war doch recht ärgerlich, zu sehen, wie ihnen ein anderer das Jägerrecht über die arme, mit allen Hunden der Perfidie und Verrätherei zu schanden gehetzte Republik vor der Nase wegnahm. Man empfindet wider Willen etwas wie Genugthuung, daß über alle die Intrikanten und Verschwörer ein größerer gekommen.

Das Dämonische im ganzen Wesen und Walten von Louis Bonaparte prägte sich sehr charakteristisch in einem scharfen Zug von mephistopheliſchem Hohn und Spott aus, wovon er gelegentlich Gebrauch zu machen liebte. Die Waffe der Ironie, von überlegenen Köpfen so gerne gehandhabt und von Schwachköpfen so gefürchtet und gehaßt, hat auch in der blutigen Decemberkomödie mitgewirkt. Denn die beiden Proklamationen, womit der Prinz sein Staatsstreichsdekret begleitete, sind wahre Meisterstücke der Satire. Der eine dieser Kommentare war an das französische Volk, der andere an die Armee gerichtet. Im einen wie im andern erhob sich der prinzliche Satiriker zur Zenithöhe souveräner Menschenverachtung. Denn wie unsäglich musste der ein Volk verachten, welcher ihm, während er demselben den Fuß gewaltsam auf den Nacken setzte, den sarkastischen Hohn zuschleuderte, er wolle „die perfiden Projekte, welche die Ränkespinner und Verschwörer in der Nationalversammlung zum

Sturze der Republik ausgeheckt, vereiteln und ſeine Pflicht, die Republik aufrecht zu erhalten, erfüllen.“ Und wie muſſte der eine Soldateſka verachten, welcher an ſie, nachdem er ſie mit Geld, Wein und Cigarren gekauft hatte, die ätzenden Spottworte richtete: „Soldaten, ſeid ſtolz auf eure Miſſion! Ihr werdet das Vaterland retten; denn ich zähle auf euch, nicht um die Geſetze zu verletzen, ſondern um dem Grundgeſetze des Landes Geltung zu verſchaffen, der Nationalſouveränität, deren legitimer Repräſentant ich bin.“ Der Staat bin ich! ſagte jener Louis Bourbon. Ich repräſentire den Willen der Nation! ſagte dieſer Louis Bonaparte. Und beide fanden Glauben; denn je ungeheuerlicher eine Lüge, deſto lieber und leichter ſchluckt bekanntlich der Köhlerglaube ſie hinunter. Aber wir vergeſſen, daß fünf Millionen und mehr franzöſiſche Staatsbürger den Prinzen in der That zum Vertreter des Nationalwillens erwählt und beſtellt hatten. Louis Bonaparte legte ſein Mandat vielleicht etwas anders aus als die Mehrzahl oder wenigſtens eine große Anzahl ſeiner Wähler daſſelbe verſtanden wiſſen wollte; allein man muß billiger Weiſe in Rechnung bringen, daß, wie jedermann weiß, Dame Exegeſe eine Wachsnaſe beſitzt, welche, wie unter den Händen von Theologen und Juriſten, ſo auch unter denen von Politikern die abſonderlichſten Formen und verwunderſamſten Richtungen annehmen kann und wirklich anzunehmen pflegt. . . .

Die Decembermänner, von vornherein nicht nur entſchloſſen, ſondern auch unbedingt darauf angewieſen, alles an alles zu ſetzen, hatten ihre Maßregeln, jeden Widerſtand niederzuſchmettern, mit kaltblütigſter Umſicht getroffen und ſetzten dieſelben mit einer Energie in Vollzug, welche ſich ſchlechterdings nichts daraus machte, durch Blutlachen hindurch dem Ziele zuzuwaden: nämlich der Rettung der Familie, des Eigenthums, der Religion und Sittlichkeit, kurz der Geſellſchaft, was alles ſich zuſammenfaſſte in dem Stichwort: Unbeſchränkte Tyrannis Louis Bonaparte's, welcher noch eine Weile Präſident und dann Kaiſer heißen ſoll. Der unvergleichliche Officielle, Monſieur P. Mayer, welcher,

Jude von Geburt, Deutſcher von Namen und Franzos aus Oekonomie, in ſeiner hofhiſtoriographiſchen Perſon den deutſchen Bedienten mit dem franzöſiſchen Mouchard ſo ſchön vereinigt, er hat die Philoſophie der Geſellſchaftsretterei in wahrhaft lapidariſcher Sprache alſo geoffenbart: — „Wollte man ſich nicht einer ſchmählichen Niederlage bloßſtellen, ſo muſſte man nicht nur zuvorkommen, ſondern auch ſchrecken (ne pas seulement prévenir, mais épouvanter). In Staatsſtreichsſachen diſkutirt man nicht, ſondern man ſchlägt zu (on frappe); man erwartet nicht den Feind, ſondern ſtürzt ſich auf ihn; man zermalmt oder man wird zermalmt (on broie ou l'on est broyé).“ Ja, ſo war es! „Man muß den Royaliſten Furcht einjagen!“ ſagte der Septemberſchrecken von 1792. „Man muß den Royaliſten und den Republikanern, den Weißen, den Blauen und den Rothen, man muß den Pariſern und Pariſerinnen, man muß aller Welt Angſt einjagen!“ ſagte der Decemberſchrecken von 1851. Und alſo geſchah es. Laſſt unſere Agenten auf allen Plätzen und Quais und Straßen, wo die bewaffnete Macht aufgeſtellt iſt, die Goldrollen „wie Chocoladetafeln“ zerbrechen und den Inhalt rechts und links verſtreuen, laſſt hübſche Dirnen im Marketenderinnenaufzuge Ströme von Wein und Branntwein in die Kolonnen leiten, und dann mag die Molochopferfeſtorgie der „Rettung Frankreichs und der Chriſtenheit“ anheben. Wir wollen ſchrecken, beben vor nichts zurück und ſind auf alles gefaſſt, ſelbſt auf äußerſte Nothfälle.

In Wahrheit, das waren ſie, und es iſt daher wohl mehr als eine „böswillige“ Sage, daß der Kriegsminiſter De Saint-Arnaud einen ſchriftlichen Befehl in der Taſche gehabt habe, die verhafteten Officiere und Volksvertreter, ſo es nöthig, erſchießen zu laſſen, ſodann im Nothfalle mit den Truppen auf das Palais Elyſée und von da, den Prinzen in der Mitte, nach den Forts ſich zurückzuziehen, um von dort aus Paris zu bombardiren.

Dieſes Aeußerſte, die Siegesfahne des Bonapartismus auf dem Schutte der Hauptſtadt aufzupflanzen, erwies ſich

nicht als nöthig. Denn der Widerſtand, welchen die Geſellſchaftsretter fanden, war durchaus kein ausgiebiger und nachhaltiger. Natürlich ging derſelbe zunächſt von der Nationalverſammlung aus, welche ſich ſo unceremoniös an die Luft geſetzt ſah. Sie machte nun aber die unliebſame Erfahrung, welche ſchon ſo unzählige male gemacht worden iſt, daß das Recht eine Chimäre, die Macht dagegen eine brutale Thatſache. Die Herren Dupin und Daru, Präſident und Vicepräſident des Parlements, ſahen ſich, als ſie mit einer Anzahl ihrer Kollegen den Verſuch wagten, in's Sitzungslokal zu gelangen, um ein gangbarſtes und beliebteſtes Geſchäft der Schwäche zu verrichten, nämlich einen Proteſt zu erlaſſen, mittels des Arguments gefällter Bajonnette barſch zurückgewieſen. Herr Dupin, welcher ſich nachmals, ſobald es die „Honettität" erlaubte, mit Vergnügen zu einem Handlanger des Staatsſtreichsprinzen hergab, ſagte zu den Säbelſchleppern: „Das Recht iſt für uns, aber die Gewalt gegen uns. Empfehle mich Ihnen." Etwas ſpäter fanden ſich 220 Mitglieder von der Mehrheit der Nationalverſammlung in der Mairie des 10. Arrondiſſement in der Rue Grenelle zuſammen und thaten große Wunder in Worten. Unter dem Vorſitze von Benoit d'Azy beſchloſſen dieſe „Honetten", daß der Präſident der Republik abgeſetzt und als Angeklagter vor den hohen Staatsgerichtshof zu verweiſen, ferner die 10. Legion der Nationalgarde zum Schutze des Parlements aufzubieten und der General Oudinot zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt ſei. Etwas Hochkomiſches hatte es, daß die Ergebniſſe dieſer zur Aufrechthaltung der Republik unternommenen Redeübungen durch den geſchworenen Bourboniſten Berryer, den berühmteſten Chef des legitimiſtiſchen Royalismus, zum Fenſter hinaus den Vorübergehenden verkündigt wurden. Frau Hiſtoria iſt doch ein witziges Weib! Nachdem aber der erfolgloſe Schwatz — denn niemand wollte für die Schwätzer einen Finger rühren — eine Weile gedauert hatte, erſchienen zwei Polizeikommiſſäre mit hinlänglich vielen Soldaten, faſſten die Verſammlung, als dieſelbe ſich nicht

freiwillig zerſtreuen wollte, ab und führten ſie nach der Kaſerne am Quai d'Orſay, von wo die 220 Volksvertreter in zum Transport von Galeerenſträflingen beſtimmten Zellenwagen nach Mazas, Vincennes und Mont-Valerien geſchafft wurden. Ueberhaupt that der Decemberſchrecken mit bunt durcheinander vorgenommenen Verhaftnahmen und Einkerkerungen nicht karg. Die Gefängniſſe in Paris, die Kaſematten der Forts ringsher füllten ſich mit Maſſen von Gefangenen. In's Fort de Bicêtre allein wurden 750 gebracht, in St. Pelagie lagen 735. Die Geſammtzahl der Verhafteten ging in die tauſende. Denn wie der Septemberſchrecken von 1792 alle Welt für des Royalismus „verdächtig" angeſehen hatte, ſo betrachtete der Decemberſchrecken von 1851 alle Welt als des Republikanismus verdächtig und war demnach eifrig im maſſenhaften Einthürmen — immerfort, verſteht ſich, zur Ehre der Geſellſchaftsrettung.

Aber dieſe ſollte ſich noch viel draſtiſcher manifeſtiren! Es galt ja, zu „ſchrecken". Der Bonapartismus wollte ſich ſo recht mit „Eclat" inthroniſiren, der Napoleonismus ganz à la Jupiter tonans unter Blitz, Donner und Kugelnhagel ſein Auferſtehungsfeſt begehen. Die Republikaner thaten ihm den großen Gefallen, zu ſolchem Vorgehen einen leidlichen Vorwand zu liefern. Etliche Montagnards der auf die Gaſſe geworfenen Nationalverſammlung eilten in die Arbeiterquartiere, um das Volk zur Vertheidigung der Republik aufzurufen. Was für einer Republik? Nun, derjenigen, in deren Namen die „Honetten" im Juni von 1848 das Volk niedergekartätſcht und im Mai von 1850 ſeines Wahlrechts beraubt hatten. Was hatte denn dieſe Republik in irgendwelcher Richtung für den vierten Stand gethan? Nichts und wieder nichts. Wie, für orleaniſtiſche Tribünecharlatane à la Thiers, für bourboniſtiſche Deklamatoren à la Berryer, für Pröze à la Faucher, für Jeſuiten à la Falloux ſollte das Volk ſich ſchlagen? So dumm war es doch nicht! Wenigſtens nicht in Maſſe. Im Gegentheil, das in den Maſſen vorherrſchende Gefühl war das der Schadenfreude, daß über alle die „honetten" Gaukler,

Ränkeſpinner und Verräther ein noch viel „honetterer“ gekommen. Auch verfehlte der ſchlaue Paragraph im Staatsſtreichsdekrete, kraft deſſen das allgemeine Stimmrecht wieder hergeſtellt wurde, ſeine Wirkung nicht.

Dennoch gelang es der Energie, womit Bergmänner wie Baudin und Madier des Montjeau — jener wurde im Kampfe getödtet, dieſer ſchwer verwundet — wie Eſquiros und Schoelcher „aux armes!“ riefen, da und dort, namentlich im alten Revolutionshauptquartier, im Faubourg St. Antoine, ſchon am 2. December einzelne Scharen gegen die Geſellſchaftsrettung in's Feld, will ſagen auf Barrikaden zu ſtellen. Am folgenden Tage gewann es ſogar den Anſchein, als wollte der Widerſtand großartige Verhältniſſe annehmen. Man ſchlug ſich in den Vorſtädten St. Antoine, St. Martin und St. Denis. Allein es war doch nur, wie die Blouſenleute ſpottlächelnd ſagten, „eine Revolution der Fräcke und Lackſtiefeln“, d. h. die Maſſen betheiligten ſich nicht. Außerdem hatten die Geſellſchaftsretter St. Arnaud und Magnan erdrückend übermächtige Streitkräfte — nahezu 80,000 Mann — zur Hand und es war Sorge getragen worden, die Beſtie im Soldaten zur wildeſten Wuth aufzureizen. Sie machte dann auch ihre Tigerſprünge.

Am 4. December war der Widerſtand in den genannten Quartieren ſchon im Verathmen, während im übrigen Paris keine andere Unruhe als die der Neugier zu verſpüren war. Quer das! Denn es war noch lange nicht genug „geſchreckt“ worden. Daher ſollte der Geſellſchaft noch recht eindringlich fühlbar gemacht werden, daß man eifrig daran ſei, ſie zu „retten“, und wollte der Decemberſchrecken ſchlechterdings in ſeiner ganzen Macht und Pracht ſich ſehen laſſen. Dies der Sinn jener gräulichen, in ihrer Art einzigen Blutorgie, welche man die „Säuberung der Boulevards“ nannte. Der weinſelige General Reybell und der nüchterne General Canrobert, welchem letzteren einem jener Skandalgerüchte zufolge, wie ſie in der Atmoſphäre vor Staatsſtreichen ungreifbar flattern, eine in Paris

lebende vornehme Russin eine Schäferstunde als Siegespreis für diese Heldenthat ausgesetzt haben soll, besorgten heroisch dieses Schreckgeschäft. Tausende und wieder tausende von Neugierigen, waffenlos, fragend, schwatzend, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Knaben und Mädchen bunt durch einander, wogten die breiten Boulevards auf und ab. Da plötzlich Trommelsignale und Trompetenstöße. Will man etwa eine Aufforderung zum Auseinandergehen, irgendeine Warnung an die neugierige Menge richten? Bewahre! Wie sagt Monsieur P. Mayer der Officielle? „In Staatsstreichssachen diskutirt man nicht, man schlägt zu."

Ja, man schlug zu. Die Boulevards entlang zwischen der Rue Montmartre und der Porte St. Martin ras'te das Gemetzel am fürchterlichsten. Dort lag das Blut, das Blut von Waffenlosen, von Greisen, von Frauen, von Kindern noch am Abend so hoch, daß Vorübergehende durchwaden mussten. Man wartete, bis die Haufen recht „dicht" standen. Dann darauf los mit Infanterie, Artillerie und Kavallerie „Tödtet, was ihr vor euch findet!" schrieen Officiere, denen die Goldstücke, um welche sie sich verkauft hatten, in den Taschen klirrten, ihren Leuten zu. „Auf die Beduinen!" schrieen ihrerseits die bis zur Tollwuth aufgereizten Soldaten. Mit Vollkugeln und Kartätschen, mit Bajonnett, Kolbe und Säbel wurde gegen die Wehr- und Waffenlosen jedes Alters und Geschlechts gewüthet. Außerhalb und innerhalb der Häuser ward erbarmungslos gewürgt. Die Zahl der Opfer genau zu ermitteln, ist bislang nicht möglich gewesen; denn der Decemberschrecken schlug das Land mit Stummheit. Der Moniteur gab mit gewohnter Wahrhaftigkeit an, es seien im Ganzen nur 350 Personen getödtet worden. Sicherlich hat aber die Blutorgie auf den Boulevards allein hunderte und wieder hunderte von Menschenleben gekostet. Nach dem Gewürge kamen dann die Proskriptionen, Konfiskationen, Deportationen und Verbannungen.

Also wurden die Religion und die Moral, das Eigenthum und die Familie, also ward die Gesellschaft gerettet

und Louis Bonaparte zum unumſchränkten Herrn und Gebieter Frankreichs gemacht. „Alles, was möglich, iſt legitim!“ hat das dicke Kirchenlicht Montalembert und: „Alles, was wirklich, iſt vernünftig!“ hat das große Katheberlicht Hegel geſagt. Der Staatsſtreich vom 2. December war möglich, folglich war er legitim; der Bonapartismus iſt eine unbezweifelbare Wirklichkeit, folglich iſt er vernünftig. Und doch, und doch —

„Wie mancher wähnt den Feind zerſplittert,
Indeß die Nemeſis umwittert
Sein Siegeszelt“ —

und darum mochte da und dort ein einſamer Mann, wenn er, über die vornehmen und geringen Pöbelhaufen, welche anbetend vor dem Erfolge, — habe Seine Hoheit der Deſpotismus oder Ihre Herrlichkeit die Canaille denſelben erlangt, — auf den Knieen liegen, verachtungsvoll hinwegblickend, ſein ahnendes Ohr der Zukunft entgegenwandte, aus dieſer ſchon den nahenden Donnerſchritt der rächenden Göttin heraushören.

Freilich, dieſe Einſamen ſind nur „Ideologen“, „Principienreiter“ und „Idealpolitiker“, mit welchen die Realpolitik bekanntlich nichts zu ſchaffen hat. Dieſe, die Realpolitik, welche die Thatſache kennt und anerkennt, daß in dem Rechenexempel der Weltgeſchichte Moral, Recht, Wort- und Eidtreue und dergleichen „Katechismusdinge“ mehr nur aufgeführt werden, um gelegentlich vor dem großen Haufen damit Parade zu machen, ſie hat die Decembriſten nicht allein abſolvirt, ſondern auch beatiſirt und glorificirt. Noch mehr, die Realpolitik behauptet mit Fug und Wahrheit zweierlei. Erſtens, daß Napoleon der Dritte in den achtzehn Jahren, binnen welcher er Frankreich beherrſchte, den Beweis geliefert habe, daß es noch keiner ſo gut wie er verſtanden, über Franzoſen zu herrſchen. Zweitens, daß er ein unbezahlbar koſtbares Element in dem Gährungsproceß unſerer Zeit geweſen. Ohne ihn wäre mit dem Jahr 1850 Europa ſicherlich in die öde Kirchhofsruhe-Sklaverei, wie ſie dem Sturze Napoleons des Erſten gefolgt war, zurückgeſunken. Der

Decembermann hat die Völker wacherhalten, hat insbesondere auch das deutsche vor völligem Wiedereinduseln bewahrt.

Der Historiker von wirklichem Beruf also, wie der kalt und ruhig urtheilende Kenner von Welt und Menschen, sie begreifen unschwer die Möglichkeit der Wiederaufrichtung des napoleonischen Kaiserthrons. Eine nüchterne Erwägung kann auch nicht anstehen, die in den Sünden der alten Parteien wurzelnde Berechtigung des Bonapartismus anzuerkennen. Diese Sünden zu strafen und mittels solcher Vergeltung, wenn auch unbewusst und widerwillig, neuen Entwickelungen des Völkerlebens Raum und Bahn zu schaffen, das war des zweiten Empire Bestimmung und Aufgabe. So man aber unbefangen betrachtet, wie Napoleon der Dritte jene allmächtig geglaubte zarische Knute, welche die . . . (ihr wisst schon!) . . . in ihres angestammten Nichts durchbohrendem Gefühle so lange mit brünstiger Andacht geküsst hatten, zerbrochen und wie er den luciferisch hoch- und übermüthigen britischen Leoparden dahingebracht hat, als sein wohldressirter Pudel sich zu gebaren, so wird man schon zugeben müssen, daß der Neffe des Onkels denkende Menschen von der unheilvollen Bestrickung durch die zwei Erzlügen von der unwiderstehlichen russischen Macht und von der unübertrefflichen englischen Staatsverwaltung glücklich erlöst habe. Und wer könnte im Ernste bestreiten wollen, daß Louis Bonaparte und nur er es gewesen, welcher der armen schönen Signora Italia Luft gemacht hat? Soweit Luft gemacht hat, daß sie sich der kroatischen Nothzucht und der bourbonischen Folterung erwehren konnte und sogar Muth, Kraft und Entschluß zu sammeln vermag, die gräuliche Riesenwanze, so auf den sieben Hügeln stinkt, eines Tages zu zerquetschen.

„Doch" — so hör' ich einwerfen, — „das Wiederaufkommen des Bonapartismus, das ganze napoleonische Wesen widerspricht aller Sittlichkeit, wie wir Deutsche sie verstehen und besitzen" . . . Oh, Himmel, die specifisch deutsche Sittlichkeit! Geht doch, es ist ja nichts dahinter als Selbsttäuschung und Phrase. Die wirklichen und wahrhaften

Kardinaltugenden unſeres Volkes: — der idealiſtiſche Hang und Drang, die unverwüſtliche Arbeitskraft und die unermüdliche Arbeitsluſt — ſie mögen und ſollen geprieſen werden, ſo lange eine deutſche Zunge ſich rührt und eine deutſche Hand die Feder führt. Aber das Gedale von und das Geprale mit einer ſittlichen Quinteſſenz, welche vor allen andern Kulturvölkern nur dem deutſchen verliehen worden ſei, iſt eitel Kathederdünkel und Zeitungsklüngel. Seht euch doch einmal die vergleichende Verbrechenſtatiſtik von Europa an und merkt euch daraus etwa die *eine* Thatſache, daß Deutſchland die ruchloſeſten Giftmiſcherinnen der modernen Zeit geboren und erzogen hat.

Wahre Vaterlandsliebe wendet ſich mit Ekel und Entrüſtung ab von der nichtswürdigen Bemäntelung, Beſchmeichelung und Beräucherung, welche in Schrift und Wort dem deutſchen Weſen darzubringen jetzt in Deutſchland Mode geworden iſt und unſerem Volke die Binde unſeliger Verblendung dicht und dichter auf die Augen kleiſtern möchte. Freilich, es iſt nicht allein der Könige, ſondern auch der Völker Unglück, daß ſie die Wahrheit nicht hören wollen. Allein trotzdem ſoll der rechte Patriot nimmer ermüden, ſeinen Landsleuten den Kitzel einer thörichten Selbſtgefälligkeit mit rauher Hand zu vertreiben. Nein, all ihr Söhne und Töchter des braven alten Michels mit den hartſchwieligen Arbeitshänden und der edlen Frau Germania mit den gutmüthigen, ach, viel zu gutmüthigen Augen und dem ewigjung-idealgläubigen Gemüth, nein, ihr ſeid keineswegs vor andern civiliſirten Völkern mit „Sittlichkeit“ begnadet, und was auch ſchlaurechnende Schranzen der Metze Popularität euch vorſchmeicheln mögen, bis zu dieſer Stunde iſt eine herbe Wahrheit das herbe Wort Göthe's: „Die Deutſchen ſind als Individuen meiſt reſpektabel, als Volk miſerabel“.

Ach, und *wie* miſerabel! Wo blieb denn ſo oft unſer Nationalgewiſſen? Wo der vielbeſungene „Männerſtolz vor Königsthronen“? Es ſteht uns fürwahr gut an, über die franzöſiſche „Unſittlichkeit“ zu ſchelten, welche den Staatsſtreich vom December geduldet und das Wiederkommen

des Napoleonismus zugelassen habe, ja wohl! Wo ist denn ein Meineid, ein Wort- und Rechtsbruch, eine Vergewaltigung, welche die deutsche „Sittlichkeit" nicht geduldet und zugelassen, wo eine stupide Hintansetzung unserer handgreiflichsten Interessen, eine schnöde Misshandlung unserer heiligsten Rechte, eine boshafte Verhöhnung unserer theuersten Gefühle, die wir nicht ertragen hätten? Haben nicht vierzig Millionen Deutsche mit der ganzen Gelassenheit des Stumpfsinns zugesehen, als nach der missglückten deutschen Viertelsrevolution von 1848 die Vertheidiger der sonnenklaren Rechte der Nation, hunderte, tausende schlechtester wahrlich nicht, sondern bester Söhne unseres Landes — die „besten" Hampel- und Staatsmänner, die lieben liberalen „Mohren" standen daneben, mit schlechtverhaltener Freude sich die Hände reibend — zu Pulver und Blei begnadigt, wie der brutale Hohn lautete, oder in Zuchthäusern zu schanden gequält oder in das Elend des Exils getrieben wurden?

Es gehört das Blut eines Fisches oder eines Hofraths dazu, um beim Anblick solcher „Sittlichkeit" nicht aufzukochen. Männer jedoch, deren Glauben an den unhemmbaren Vorschritt der Menschheit und demnach auch ihres Volkes unwankbar, sie werden beim Rückschauen auf das, was alles die „sittlichen" Deutschen nur seit dem Beginn unseres Jahrhunderts über sich ergehen ließen, ungestraft, ungerächt und ungesühnt über sich ergehen ließen, in finsteren Stunden angewidert und entmuthigt das Haupt sinken lassen oder aber zornvoll miteinstimmen in des sterbenden Talbot Verzweiflungsschrei: —

„Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Unmächtig rufend, mit dem trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen musst?
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würdige wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft. Dem Narrenkönig
Gehört die Welt!"

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Inhalt des neunten Bandes.

	Seite
Karoline von England	1
Ein deutſcher Dichter	61
Der todte Millionenmann und die falſche Braut . . .	102
Der Decemberſchrecken.	130